



DEMOKRATIE LEBT!

Ein Sammelband mit Beiträgen von Studierenden und
Mitarbeitenden der Hochschule Hamm-Lippstadt

HSHLopen
publications



Hochschule Hamm-Lippstadt (Hrsg.)
Demokratie lebt!

Hochschule Hamm-Lippstadt (Hrsg.)

DEMOKRATIE LEBT!
EIN SAMMELBAND MIT BEITRÄGEN VON
STUDIERENDEN UND MITARBEITENDEN DER
HOCHSCHULE HAMM-LIPPSTADT

© 2026 Hochschule Hamm-Lippstadt

Herausgeberin:

Hochschule Hamm-Lippstadt (HSHL)
Marker Allee 76–78, 59063 Hamm
www.hshl.de

Publikationsplattform:

HSHL Open Publications
publikation@hshl.de

Projektleitung & Organisation:

Michael Förster-Neufeld, Henrike Heckmann, Steffi Oberländer, Christina Reuter, Ute Schlüter-Köchling

Jury des Schreibwettbewerbs:

Michael Förster-Neufeld, Steffi Oberländer, Christina Reuter, Christine Rottler

Redaktion, Layout & Gestaltung:

Steffi Oberländer (Cover & Gestaltung), Michael Förster-Neufeld (Layout)

Korrekturat:

Michael Förster-Neufeld, Sarah Kemper, Helena Hendry

Herstellung & Druck:

WIRmachenDRUCK GmbH, Illerstraße 15, 71522 Backnang

Urheberrecht & Lizenzierung:

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 4.0 International Lizenz (CC BY-NC-ND 4.0). Ausgenommen von der Lizenz sind alle Logos, Zitate und anders gekennzeichneten Inhalte. Die vollständigen Lizenzbedingungen finden Sie unter:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Sie dürfen das Werk in jedem Format oder Medium vervielfältigen und weiterverbreiten, sofern Sie den Namen der Urheber*innen und der Quelle korrekt angeben. Das Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet und nicht verändert werden.

Bitte zitieren Sie diese Veröffentlichung wie folgt:

Zitierhinweis (Gesamtwerk):

Hochschule Hamm-Lippstadt (Hrsg.). (2026). *Demokratie lebt! Ein Sammelband mit Beiträgen von Studierenden und Mitarbeitenden der Hochschule Hamm-Lippstadt*. HSHL Open Publications. <https://doi.org/10.83391/5EFE-8172>

Zitierhinweis (Einzelbeitrag):

Nachname, Vorname. (2026). Titel des Beitrags. In: Hochschule Hamm-Lippstadt (Hrsg.), *Demokratie lebt! Ein Sammelband mit Beiträgen von Studierenden und Mitarbeitenden der Hochschule Hamm-Lippstadt* (S. [X–Y]). HSHL Open Publications. <https://doi.org/10.83391/5EFE-8172>

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<u>SCHREIBWETTBEWERB „DEMOKRATIE LEBT! “ - PREISTRÄGER*INNEN</u>	
Erster Platz: Demokratie lebt – und ich lebe mit ihr (N. Nnachi-Egwu).....	9
Zweiter Platz: Demokratie – Version 76.0 (H. Lober)	10
Dritter Platz: Stimmen der Demokratie (K. Weiler)	13
<u>ESSAYS & SACHTEXTE</u>	
Diggi, Demokratie im Endstadium? (A. Pashko).....	18
Was ist Demokratie? (R. Holtstiege).....	22
Technologie als Alternative zur Politik? (L. Brucker)	25
Demokratie ... Demokratie! (C. Y. C. Ngono Ndougou).....	27
Wir dürfen anders sein (D. Özbicerler)	28
Freiheit und Demokratie (A. Kolarik)	30
<u>GEDICHTE & KURZTEXTE</u>	
Demokratie (F. Arifi).....	32
Demokratie lebt! (R. Gieß)	34
Demokratie als Gruppenarbeit (H. Patrias, P. Fischer)	35
Wer ist Demokratie? (A. Lötzerich).....	36
Picknick (S. E. Ortabas).....	37
Gleichgewicht der Freiheit (L. Hentrich)	38
<u>GESCHICHTEN</u>	
Die Demokratie, mein Zuhause (Anonym).....	40
Die Frequenz der Demokratie – Ein Kompass jenseits der eigenen Wahrheit (G. Jackson).....	41
Chroniken des Schweigens (J.-L. Lindner)	44
Ein Jahr der Kälte (T.-K. Richter)	54
Synthese – Eine Kurzgeschichte für mehr Toleranz und Verständnis (S. Budde)	62
Three Cupboards (M. Mufti).....	66
<u>BEITRÄGE VON MITARBEITENDEN DER HSHL</u>	
Wahl. Wert. Frei. (M. Ueckert, A.-K. Korte)	80
Schreib- und Demokratiehemmung (S. Oberländer, H. Heckmann, U. Schlüter).....	81
Demokratie braucht Geschlechtergerechtigkeit (F. Hesse).....	83
Zwischen Hautfarben und Heimat – Demokratie als tägliches Versprechen (C. Ekwuazi)	86

Jetzt! (M. Förster-Neufeld)	89
Ich bin dran (Anonym)	90
Haiku (A. Jablonski)	91
Der Schirm in deiner Hand (K. Lau)	92
Demokratie (J. Meyer)	94
Alternativlos (M. Rambeck)	96
Demokratie lebt (C. Sander)	98
Weltschmerz im Algorithmus (GPT-5 mini)	99

Vorwort

„Demokratie lebt!“ — unter diesem Motto stand der erste Schreibwettbewerb der Hochschule Hamm-Lippstadt (HSHL) im Wintersemester 2025/2026. Der vorliegende Sammelband bringt die vielfältigen studentischen Wettbewerbstexte sowie Beiträge von Mitarbeitenden der HSHL zusammen. In einer Zeit, in der unsere Gesellschaft vor spürbaren Herausforderungen steht, zeigen diese Arbeiten eindrucklich, wie wichtig der Austausch von Gedanken und das Entstehen für gemeinsame Werte aktuell sind. Demokratie ist keine abstrakte Idee, die man einmal aufstellt und dann sich selbst überlässt. Sie verlangt stetige Aufmerksamkeit, Engagement, Streitkultur, Verantwortung und die Bereitschaft, immer wieder neu auszuhandeln, was freies und gerechtes Zusammenleben im Kleinen und Großen bedeutet.

So lebendig und vielschichtig Demokratie ist, so facettenreich sind auch die Beiträge in diesem Sammelband. Besonders freue ich mich, dass sich Menschen aus unterschiedlichen Fachrichtungen und Bereichen unserer Hochschule mit ihren Gedanken, Perspektiven und Fragestellungen in kreativer Form eingebracht haben – ob Kurzgeschichte, Gedicht oder persönlicher Erfahrungsbericht.

Die Einreichungen geben einen Einblick in das Verständnis von Demokratie an unserer Hochschule und sind Ausdruck unserer Haltung: Die HSHL versteht sich nicht nur als ein Ort des Wissens, sondern auch als ein Ort, an dem demokratische Werte, wie kritisches Denken, Respekt, Teilhabe und Meinungsvielfalt, gepflegt und gelebt werden. Der Sammelband dokumentiert diese Haltung und soll zudem zum Nachdenken anregen und einladen, selbst aktiv zu werden.

Ich hoffe, dass dieser Sammelband viele Leser*innen inspiriert — nicht nur innerhalb unserer Hochschule, sondern darüber hinaus. Möge er Anstoß für weitere Gespräche, Projekte und Kooperationen sein, die dazu beitragen, dass Demokratie nicht nur eine Idee, sondern gelebte Praxis bleibt.

Mein Dank gilt allen Autor*innen für ihre kreativen Beiträge, dem Zentrum für Wissensmanagement für die Organisation der Schreibaktion und die Erstellung dieses Bandes sowie allen Mitarbeitenden, die dieses Projekt unterstützt haben. Ebenso danke ich unseren Studierenden, die durch ihre Neugier und ihr Engagement das demokratische Leben an unserer Hochschule mitgestalten und bereichern.



Prof. Dr.-Ing. Kira Kastell

Präsidentin der Hochschule Hamm-Lippstadt

SCHREIBWETTBEWERB „DEMOKRATIE LEBT!“

PREISTRÄGER*INNEN

Erster Platz: Demokratie lebt – und ich lebe mit ihr

Als ich im März 2024 nach Deutschland kam, hätte ich nie gedacht, dass ich so schnell Wurzeln schlagen würde. Neue Sprache, neues Studium, neue Kultur – und doch war ich von Anfang an fasziniert, wie sehr Demokratie hier nicht nur ein Wort, sondern gelebte Realität ist.

In meinem Heimatland Nigeria bedeutet Demokratie oft Unsicherheit: Wahlen, die durch Gewalt oder Bestechung verzerrt werden; politische Ressourcen, die in privaten Taschen verschwinden; Stimmen, die nicht gehört werden. Hier in Deutschland erlebe ich das Gegenteil. Ironischerweise war es für mich als Ausländer einfacher, demokratisch in die Hochschulpolitik einzutreten, als es jemals zu Hause möglich gewesen wäre.

Heute bin ich stellvertretender Vorsitzender der Fachschaft Elektrotechnik. Ich plane Veranstaltungen, vertrete die Anliegen meiner Kommiliton*innen und sehe dabei, wie transparent und gut organisiert das System ist. Keine Angst vor „Looting“, kein Missbrauch von Geldern – alle Ressourcen fließen zurück an die Studierenden, um unser Leben und Lernen besser zu machen.

Meine Leidenschaft begann schon früher. Als Freiwilliger im Buddy-Programm und bei DEGIS begleitete ich internationale Studierende, die so verloren waren, wie ich es zu Beginn war. Damals hatte ich nur meinen eigenen Enthusiasmus. Jetzt, als demokratisch gewählter Vertreter, habe ich Strukturen, Mittel und ein Team, um viel mehr zu bewirken. Demokratie hat meine Wirkung multipliziert.

Und sie hat mir noch mehr geschenkt: kostenlose Bildung, Stipendien, Werkstudentenjobs und ein Umfeld, in dem mein Einsatz zählt. Während ich mich durch die deutsche Sprache kämpfte und in meinem Studium Fuß fasste, bot mir Demokratie immer wieder Möglichkeiten, mein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Darum glaube ich: Demokratie lebt, wenn sie Menschen wie mir nicht nur eine Stimme gibt, sondern auch eine Bühne, auf der wir Verantwortung übernehmen können. Demokratie lebt, wenn sie nicht selbstverständlich ist, sondern täglich erfahren, geschätzt und verteidigt wird.

Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn Demokratie nicht funktioniert. Umso dankbarer bin ich, dass sie hier so stark und so lebendig ist – und ich lebe mit ihr.

Nnaemeka Nnachi-Egwu

Zweiter Platz: Demokratie – Version 76.0

Es folgt ein Changelog der Demokratie (2025).

##Added

- **Normalisierungsschub:** Positionen vom Rand erscheinen regulär in Debatten, Anträgen und Leitlinien. Das Fenster des Sagbaren verschiebt sich.
- **Kingmaker-Effekt:** Kräfte mit ~20–30 % Stimmenanteil bestimmen in fragmentierten Parlamenten Agenda, Ausschüsse und Personal. Die Mitte verhandelt nicht mehr ob, sondern wie weit sie mitrückt.
- **Brandmauer-Risse:** Punktuelle „Sach“-Kooperationen, Duldungen und gemeinsame Abstimmungen setzen Präzedenzfälle.
- **Druck auf Medien & Kultur:** Rundfunkräte werden politisiert, Budgets gekürzt, Intendanten und Museen unter Kampagnen gestellt. Redaktionen arbeiten mit Rechtsabteilung im Rücken. Die Selbstzensur wächst.
- **Geschichtspolitische Rollbacks:** Lehrpläne und Gedenkpolitik werden kulturkämpferisch umgerahmt. „Stolz statt Scham“ gewinnt Reichweite.
- **Bürgerliche Gegenwehr:** Menschen gehen auf die Straße, schreiben, widersprechen. Noch ist das System nicht stumm.

##Changed

- **Sicherheitsarchitektur:** Präventivbefugnisse ausgeweitet, Versammlungsfreiheit enger ausgelegt; Überwachung normalisiert.
- **EU-/Außenpolitik:** Vetos/Blockaden als innenpolitischer Hebel; gemeinsame Linie brüchiger.
- **Öffentlichkeiten:** Empörungsökonomie, Bot-Netze und Deepfakes erhöhen Taktzahl; Korrekturen erreichen weniger Reichweite.
- **Deutschland-Profil:** Ost–West-Divergenzen verfestigt; lokale „Dammbruch“-Effekte wirken überregional.

##Fixed

- **Konditionierte EU-Mittel:** Rechtsstaatsmechanismen greifen punktuell; Gelder an Auflagen gebunden.
- **Zivilgesellschaftliche Gegenwehr:** Demonstrationen, lokale Bündnisse, Rechtsberatung für Bedrohte: Wirkung messbar, aber ungleich verteilt.
- **Kommunale Entlastungen (punktuell):** Zusätzliche Unterkünfte, Verwaltungsstellen und Integrationsangebote dämpfen Eskalation vor Ort.

##Known Issues

- **Kommunale Erschöpfung:** Lange Wartezeiten, überfüllte Ämter, fehlende Plätze. Ein idealer Nährboden für einfache Schuldzuweisungen.
- **Bedrohungsklima:** Drohungen gegen Lehrkräfte, Journalist*innen, Ehrenamtliche und Kommunalpolitik. Rücktritte nehmen zu.
- **Hassdelikte & Rückzug:** Sichtbare Minderheiten meiden Öffentlichkeit. Meldezahlen steigen.
- **Vertrauensverlust:** „Alles nur Meinung“-Narrativ gegenüber Medien, Justiz, Wissenschaft.
- **Politik als Strafsport:** Kompromiss gilt als Verrat.

Projekte werden blockiert, damit „die anderen“ verlieren. Es resultieren hohe gesellschaftliche Folgekosten.
- **Normalisierungsschleife:** Aus Ausnahme wird Standard. „Nur diesmal“-Regeln verfestigen sich.
- **Ausnahmezustand-Leak:** Sicherheitsgesetze bleiben länger als angekündigt. Misstrauen an den Grenzen wächst.
- **Erosion von Schamgrenzen & Minderheitenschutz:** Nicht verschwunden, aber nicht mehr selbstverständlich; Verfahren verlieren Geduld.
- **Mandatskonflikt:** Amtsträger vertreten Positionen, die den Kernzielen ihres Ressorts widersprechen.

Demokratie 76.0 ist kein fertiges Produkt. Es ist ein offener
Prozess, der ständig in Krisen bootet und erstaunlicherweise immer wieder hochfährt.
Wenn heute irgendwo Panzer rollen, sollten hier Stifte kratzen. Wenn dort die Netzwerke blockieren, sollten sich hier die Plätze füllen.
Und wenn morgen jemand behauptet, „das Volk“ sei eine homogene Datei, klick bitte auf Prüfen.
Die Prüfsumme lautet seit jeher: Würde aller.
Besteht ein Land sie, darf es sich aktualisieren.
Bestehen wir sie, nennt man das: **Demokratie, die lebt.**

Henrik Lober

Dritter Platz: Stimmen der Demokratie

In der Schule habe ich noch gelernt, dass die „junge Generation“ von Politikverdrossenheit betroffen wäre. Unser Lehrer hat mit uns die Gründe für Politikverdrossenheit besprochen, und musste selber zugeben, dass das ein bisschen albern ist, während gleichzeitig einige von uns jeden Freitag gefehlt haben, um für mehr Klimaschutz zu demonstrieren. Während wir am liebsten mit 16 schon wählen würden, um uns beteiligen zu dürfen, um gehört zu werden.

Heute, wenn ich mich bei meinen Gleichaltrigen umhöre, wie sie Nachrichten konsumieren, ist das Ergebnis ein anderes. „Gar nicht“, antworten viele, oder „nur zufällig, wenn meine Freund*innen etwas posten“. Die Flut an schrecklichen Nachrichten über Kriege, Hunger, Tod und Katastrophen, während gleichzeitig Autokraten und privilegierte Nepobabys ein Leben in Luxus und Verschwendung genießen und sich ihre eigene Parallelwelt aufbauen, sind mit einem gesunden Gerechtigkeitsbewusstsein kaum zu ertragen. Diese Nachrichten nicht zu hören aber auch nicht. Denn die Dinge passieren trotzdem in der Welt, und seine Augen davor verschließen zu können bedarf Privilegien, die nicht jeder hat. Denn Demokratie geht uns alle an. Und das sollten wir nicht erst dann merken und schätzen, wenn sie schon untergraben wurde.

Das Wort Demokratie kommt laut Duden (und meinen Erinnerungen an den Politikunterricht) aus dem Griechischen und bedeutet „Volksherrschaft“. Verschiedene demokratische Länder haben dieses Prinzip auf unterschiedliche Weise in ihre Form der Regierung eingebaut. Doch letztendlich ist für eine Herrschaft des Volkes immer nötig, dass dieses Volk auch gehört wird. Demokratie, das sollte bedeuten, dass die Regierung im Namen des Volkes handelt, dass es seine Stimme darstellt. Jede Stimme zählt, heißt es oft genug. Doch in der Realität zählen manche Stimmen mehr als andere.

Das beginnt schon im Kleinen. Öffentliche Gebäude müssen inzwischen barrierefrei gestaltet werden, aber aus Erfahrung kann ich sagen, dass es noch längst nicht alle tatsächlich sind. Wer findet also den Weg ins Rathaus, wer kommt dort wirklich rein? Gibt es Aufzüge, und wenn ja, wie viel Prozent der Zeit funktionieren sie tatsächlich? Gibt es eine Wegführung, die auch blinden und sehbehinderten Menschen ermöglicht, ihr Ziel zu finden? Gibt es regelmäßig fahrende Busse, die am Rathaus halten? Und wer hat es geschafft durchzusetzen, dass diese Barrierefreiheit in der öffentlichen Verwaltung verpflichtend ist? Die wenigsten Menschen sind ihr ganzes Leben lang uneingeschränkt mobil, uneingeschränkt fähig zu sehen, zu sprechen und zu hören. Barrierefreiheit ermöglicht Teilhabe für alle Menschen, gibt uns die Möglichkeit, uns an der Gesellschaft zu beteiligen. Barrierefreiheit ist wichtig für alle von uns, irgendwann.

Doch nicht alle Barrieren sind so offensichtlich wie eine lange Treppe ohne Aufzug oder Treppenlift daneben. Barrieren können auch Stapel von Anträgen in Behördendeutsch sein, die sogar für Muttersprachler*innen eine Hürde darstellen. Hat ein alleinerziehendes Elternteil mit Schichtdienst die Zeit und Kraft, sich durch diese Anträge durchzuarbeiten? Hat jemand mit Lese-Rechtschreib-Schwäche die Möglichkeit, sich dafür Hilfe zu suchen? Kann jemand mit schlechten Deutschkenntnissen sich wirklich durch diese Anträge arbeiten, die nötig sind, um weitere Unterstützung zu bekommen? Oder werden verschiedene Förderanträge letztendlich doch größtenteils von den Leuten ausgefüllt, die die Zeit, den akademischen Hintergrund, und ggf. das Geld für Beratung haben? Sind das die Leute, die tatsächlich unterstützt werden sollen? Wie viele staatliche Hilfsprogramme werden letztendlich beendet, weil sie „so schlecht angenommen“ werden, und bei wie vielen davon wird mal analysiert, ob das vielleicht weniger am Bedarf und mehr an der Zugänglichkeit liegt?

Apropos Geld. Wo es hinfließt, und wer es bekommt, auch das ist Demokratie. Die Stimmen, die am besten in der Politik gehört werden, egal, ob sie jetzt einfach laut sind oder nur nah am Ohr dran, bekommen eher Subventionen, Steuererleichterungen, Förderprojekte oder anderweitige finanzielle Unterstützung. Wie viel Geld bleibt für Sozialleistungen, wenn gleichzeitig die großen Unternehmen und Superreichen nicht stärker steuerlich belastet werden sollen, damit sie nicht in andere Länder gehen? Wie viel Geld bleibt dann, um Kultur zu fördern? Wie viel Geld bleibt ganz konkret für das Jugendzentrum bei mir im Ort, wie viele Projekte kann dieses daraufhin anbieten? Muss es für die Teilnahme an Workshops Geld von den Jugendlichen nehmen? Wer kann an den Projekten teilnehmen, wie viele Jugendliche können erreicht werden? Auch Geld kann eine Barriere sein, und ist es, für sehr viele Menschen.

Wenige Dinge sind in unserer Gesellschaft wichtiger als der Fluss des Geldes. Wer nicht selber Teil der Wenigen ist, die in größerem Umfang aktiv diesen Fluss beeinflussen können, muss sich durch die Politik Gehör verschaffen.

Eng vernetzt mit der Barriere Geld ist auch die Barriere Bildung. Wer in einer Familie aufwächst, die sich Nachhilfeunterricht und Musikunterricht leisten kann, hat bessere Chancen auf eine gute Bildung. Wer nicht neben der Schule schon arbeiten muss, um die Familie zu unterstützen, kann sich besser auf den Unterricht konzentrieren. Aber Bildung ist nicht nur in der Hinsicht relevant, dass eine Familie mit gutem Einkommen in der Generation der Eltern auch ein gutes Einkommen in der Generation der Kinder haben wird. Sie ist auch in der Hinsicht relevant, dass sie politische Teilhabe ermöglicht. Ein Verständnis von stilistischen Mitteln erlaubt es uns, zu verstehen, was die wahre Intention von Sprecher*innen oder Autor*innen ist, welche Emotionen sie übermitteln wollen. Die Sicherheit, zu wissen, was wahr ist und was nicht, was

verlässliche Quellen sind und was nicht schützt vor Manipulation und Falschinformation, und damit letztendlich vor Populismus. Wer profitiert also, wenn wir dieses Verständnis abgeben? Wenn wir uns Texte nur noch zusammenfassen lassen, wenn wir die Vorhänge einfach blau sein lassen statt uns mit einer tiefergehenden Analyse auseinanderzusetzen, wenn wir das, was uns eine statistische Buchstabenmaschine ausspuckt nicht hinterfragen? Wenn wir uns von einer Maschine abhängig machen, die uns nur die am häufigsten gegebene Antwort auf unsere Frage ausspuckt? Wenn Kunst und Literatur nicht mehr etwas ist, wovon die Kunstschaffenden leben können, wer kann es sich dann noch leisten, Kunst zu machen, und wie wahrscheinlich ist es, dass diese Menschen dann die Mächtigen kritisieren? Wie wahrscheinlich ist es, dass sie bestehende Verhältnisse in Frage stellen, wenn sie diejenigen sind, die davon profitieren?

Die letzte hier zu betrachtende Barriere ist eine unsichtbare, eine, die kaum wahrzunehmen ist, wenn man nicht selber von ihr betroffen ist, und das ist die soziale Akzeptanz. Viele von uns kennen vielleicht, hauptsächlich aus der eigenen Pubertät, das Gefühl, das Haus nicht verlassen zu wollen, weil man sich hässlich fühlt und seltsam und nirgendwo reinpasst und einen sowieso niemand mag. Doch dass dieses Gefühl nicht nur nie wirklich geht, sondern auch aktiv von der Gesellschaft verstärkt wird, das kennen weniger Menschen. Ausgrenzung ist eine mächtige Barriere. Sie beginnt bei einem schiefen Blick oder einem Festhalten der Handtasche in öffentlichen Verkehrsmitteln, sie geht über Nachteile bei der Wohnungssuche und endet bei Gewalt. Wer wird in der Nachbarschaft willkommen geheißen, wer nicht? Bei welchen Personen wenden die Leute die Augen ab, wenn sie den Bus betreten? Wer kriegt wieder und wieder und wieder und wieder subtil oder weniger subtil vermittelt, dass er*sie nicht erwünscht ist, nicht gesehen werden soll? Wer darf zwar existieren, aber doch bitte nicht so laut und auffällig? Welche Personen wissen schon, dass sie durch keine Grenzkontrolle ohne gesonderte Befragung durchkommen? Wer darf einfach in seiner*ihrer Wahrheit existieren, wer wird verdrängt, verstoßen, verleumdet?

Wer ist mitgemeint, wenn unser Bundeskanzler, der kraft seines Amtes ganz Deutschland vertreten soll, vom Stadtbild redet?

Wer wird gehört?

Die Demokratie geht uns alle an. Demokratie bedeutet, dass die Stimmen des Volkes gehört werden, alle Stimmen. Wie laut, das liegt nicht nur an uns, das liegt auch daran, welche Möglichkeiten wir bekommen haben, uns Gehör zu verschaffen, und ob uns tatsächlich auch zugehört wird.

Die Demokratie muss sich verteidigen können, gegen die Hürden, gegen ihre Gegner, aber auch gegen die leisen Mitläufer, die sie einfach aus Gründen der Bequemlichkeit oder aus Suche nach jemandem, der ihnen das Denken abnimmt, aufgeben. Das Toleranz-Paradox besagt, dass die Toleranz sich selbst gegen Intoleranz verteidigen muss, indem sie diese nicht zulässt. Die Freiheit des Einzelnen muss dort enden, wo sie die Freiheit der Anderen einschränkt. Und eine Demokratie muss dafür sorgen, dass auch diejenigen, die nicht direkt am Ohr der Politik sitzen, die jeden Tag mit sichtbaren und unsichtbaren Hürden kämpfen müssen, eine gleichwertige Chance haben, gehört zu werden. Dass diejenigen, die versuchen, diese Hürden weiter aufzubauen, aufgehalten werden.

Demokratie geht uns alle an, jeden Tag, und in jeder Entscheidung. Sie bedeutet, sich für Gerechtigkeit zu entscheiden. Sie bedeutet, unseren Planeten – unsere Lebensgrundlage! – zu schützen, für uns und andere. Sie bedeutet, Hürden zu erkennen und für den Abbau dieser Hürden einzustehen. Sie bedeutet, zu lernen und zu hinterfragen. Und sie bedeutet, aufmerksam zu sein, die Stimmen der Ungehörten wahrzunehmen, ihnen zuzuhören und sie zu verstärken.

Das bedeutet Demokratie.

Katja Weiler

ESSAYS & SACHTEXTE

„Diggi, Demokratie im Endstadium?“

„Demokratie lebt!“ steht auf dem Flyer. Klingt gut. Klingt nach Sonntagsspaziergang und zufriedenen Menschen, die an Kreuzungen diskutieren. Aber mal ehrlich: Lebt sie wirklich? Oder zuckt sie nur noch, während ihr langsam die Luft ausgeht?

Was bedeutet mir Demokratie?

Demokratie ist für mich eigentlich ganz einfach: Sie ist die einzige Staatsform, die zugibt, dass sie von uns allen gemacht wird. Dass Macht nicht von Gott gegeben ist, nicht vom Geld und nicht von der Geburt. Sondern von Menschen. Von Dir. Von mir. Von der Frau an der Supermarktkasse und dem Typen, der jeden Morgen um fünf die Straße kehrt.

Klingt schön, oder? Zu schön.

Denn in der Realität – zumindest in der, in der wir hier in Deutschland leben – hat dieses Versprechen einen Haken. Einen ziemlich fetten sogar. Demokratie soll hier funktionieren, aber innerhalb eines Systems, das nach komplett anderen Regeln spielt: den Regeln des Kapitalismus. Und der ist nicht nur so ein bisschen unpassend zur Demokratie. Der ist ihr Feind.

Warum Kapitalismus und Demokratie nicht zusammenpassen

Denk mal kurz nach: Demokratie sagt: Alle Stimmen sind gleich viel wert. Eine Person, eine Stimme. Kapitalismus sagt: Jeder Euro ist gleich viel wert. Wer mehr Euros hat, hat mehr Stimmen. Das ist nicht nur ein kleiner Unterschied. Das ist ein fundamentaler Widerspruch. Der eine sagt Gleichheit, der andere sagt: „Lass die Reichen doch bitte mehr zu sagen haben, die haben schließlich mehr Ahnung.“ Haben sie nicht. Sie haben nur mehr Geld.

Und was passiert mit diesem Geld? Genau. Lobbyismus.

Klar, Lobbyarbeit an sich ist nicht automatisch böse. Meinungsvertretung gehört zu einer Demokratie dazu. Gewerkschaften, Umweltinitiativen, Sozialverbände – die bringen Erfahrung ein, die in der Politik gebraucht wird. Das Problem ist nur: Im Kapitalismus haben die einen dicke Taschen und die anderen nicht. Und dann sieht die Realität so aus: Konzerne schreiben Gesetzesvorlagen. Nicht die Leute, die wir gewählt haben. Sondern Leute, die von Konzernen bezahlt werden. Hinter verschlossenen Türen wird entschieden, was mit Deinem und meinem Leben passiert. Und wir? Wir dürfen alle vier Jahre ein Kreuzchen machen und hoffen, dass es nicht ganz so schlimm kommt.

Das ist doch keine Demokratie mehr. Das ist eine Fassade. Und hinter der Fassade regieren die, die sich den Zugang zur Macht leisten können.

Die Superreichen und ihr Privatfernsehen

Dann sind da noch die Superreichen. Ich rede nicht von Leuten, die ein schönes Haus und ein dickes Auto haben. Ich rede von Milliardären. Leuten, deren Geld so realitätsfern ist, dass sie in vier Sekunden mehr verdienen als der Durchschnittsmensch in einem ganzen Jahr. 172 von ihnen gibt es inzwischen in Deutschland.

Und was machen die mit ihrem Geld? Die kaufen sich Medien. Die kaufen sich Meinungsmache. Die finanzieren Hetzportale, tun so, als wären das seriöse Nachrichten, und lenken damit, was Du und ich denken. Nicht durch bessere Argumente. Durch mehr Reichweite. Mehr Lautstärke. Mehr Wiederholung.

Weißt Du, was passiert, wenn einer mehr Lautstärke hat als alle anderen? Dann bestimmt der, worüber überhaupt gesprochen wird. Und worüber nicht. Das ist Macht. Die reellste Macht, die es gibt. Und die geht in unserer Gesellschaft nicht mehr vom Volk aus, sondern vom Geld.

In den USA kannst Du gerade live beobachten, wohin das führt. Da sagen Experten inzwischen, die USA seien keine richtige Demokratie mehr, sondern eine „Semi-Autokratie“. Der Kongress? Macht nichts mehr. Der Supreme Court? Hält schön die Klappe. Offen rassistische Rhetorik, die früher noch codiert daherkam, wird heute offen ausgesprochen.

Und wenn Du denkst: „Ist ja weit weg, ist ja Amerika“ – dann muss ich Dich leider enttäuschen. Der Trend kommt immer zu uns. Immer. Mit ein paar Jahren Verspätung, aber er kommt. Was in den USA passiert, ist wie ein Vorgeschmack auf unsere Zukunft, wenn wir jetzt nicht aufhören wegzusehen.

Faschismus: Die Notbremse des Kapitals

Die AfD wird vom Verfassungsschutz beobachtet. Nicht ohne Grund. Die einen sagen „Verdachtsfall“, die anderen sagen „gesichert rechtsextremistisch“ – das Gericht hat Letzteres erst mal gestoppt, aber nicht, weil die Partei harmlos wäre, sondern weil die Beweise nicht ausreichten. Aber mal ehrlich: Musst Du wirklich auf ein Gerichtsurteil warten, um zu checken, was da gerade wächst?

Da gibt es diesen alten Satz von Max Horkheimer, der hat schon 1939 gesagt: „Wer vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen.“ Hart, oder? Aber der Punkt ist: Der Faschismus ist nicht vom Himmel gefallen. Er ist eine Antwort auf Krisen des Kapitalismus.

Wenn das System wackelt, wenn die Ungleichheit explodiert, wenn die Menschen Angst haben – dann kommen die, die einfache Lösungen versprechen. Dann kommen die, die sagen: „Die da sind schuld. Die Migranten. Die Sozialisten. Der Woke-Mob.“ Und dann kommen die, die mit ihrem Geld genau diese Bewegung finanzieren, weil sie denken, sie könnten sie kontrollieren.

Aber Faschismus lässt sich nicht kontrollieren. Faschismus frisst am Ende seine eigenen Kinder.

Wir stehen gerade genau da. Unsere Demokratie stirbt. Nicht mit einem Knall, sondern leise. Sie stirbt durch diesen permanenten Rechtsruck, der sich normal anfühlt, weil er so langsam kommt. Heute ist es ein bisschen härtere Sprache im Parlament. Morgen ist es ein Hetzvideo auf Telegram. Übermorgen? Übermorgen sitzen die Falschen in den Innenministerien.

Die Uhr tickt

Und jetzt kommt's: Wir haben vielleicht noch bis zur nächsten Bundestagswahl Zeit.

Klingt dramatisch? Ist es auch. Aber schau Dir die Geschichte an, die Weimarer Republik. Da gab es auch so einen Spruch: „Demokratie ohne Demokraten“. Die Demokraten hatten nie eine verlässliche Mehrheit. Die Unsicherheit war riesig. Die Krisen kamen Schlag auf Schlag – Hyperinflation, Weltwirtschaftskrise, Arbeitslosigkeit. Und dann, am 30. Januar 1933, ernennt Hindenburg Hitler zum Reichskanzler. Eine demokratische Wahl. Und ein paar Monate später war alles vorbei. Von der demokratischen Wahl zur absoluten Machtergreifung? Das ging schneller, als Du heute Abend Pizza bestellen kannst.

Und wir sitzen hier und diskutieren, ob man mit der AfD reden kann. Ob man deren Positionen nicht vielleicht doch verstehen muss. Leute! Habt ihr den Schuss nicht gehört?

„Nie wieder“ oder „schon wieder“

Meine Oma hat mir früher erzählt, wie sie als Kind erlebt hat, dass auf einmal Nachbarn nicht mehr mit ihr gesprochen haben. Dass sie nicht mehr in den Laden durfte. Dass sie Angst hatte, wenn es geklingelt hat. Sie hat immer gesagt: „Das darf nie wieder passieren. Nie wieder.“ Und ich hab' das als Kind gehört und dachte: „Klar, Oma, es gibt doch keine Nazis mehr.“

Tja. Es gibt sie wieder. Oder noch. Oder immer.

Und jetzt überleg mal: Die Holocaust-Überlebenden sterben langsam. Bald gibt es keine mehr, die sagen können: „Ich war da. Ich hab's erlebt. Das ist echt.“ Und dann? Dann haben wir nur noch Geschichtsbücher. Und die liest ja kaum einer.

Aus „Nie wieder“ wird so „Schon wieder“. Ganz leise. Ganz schleichend. Weil wir dachten, Demokratie sei ein Zustand, den man einmal erreicht und dann für immer hat. Aber Demokratie ist kein Ruhekissen. Demokratie ist Arbeit. Jeden Tag. Und wenn Du nicht aufpasst, ist sie weg.

Was tun?

Also, was machen wir? So richtig, meine ich. Nicht nur auf Demos gehen und dann nach Hause und denken: Hab' ich gemacht.

Ich glaube, wir müssen radikal umdenken. Wir müssen kapieren, dass eine echte Demokratie nicht in einem kapitalistischen System überleben kann. Weil der Kapitalismus immer die Ungleichheit produziert, die die Demokratie aushöhlt. Das ist kein Zufall. Das ist systemisch.

Wir brauchen eine Wirtschaft, die dem Menschen dient und nicht dem Profit. Wir brauchen echte Medienvielfalt, nicht Konzernpropaganda. Wir brauchen Lobbyregister, die nicht nur Alibi sind, sondern die zeigen, wer wirklich entscheidet. Wir brauchen eine Politik, die sich traut, Superreiche nicht nur zu besteuern, sondern ihnen auch den politischen Einfluss zu nehmen.

Und wir brauchen vor allem eines: Dich. Deine Aufmerksamkeit. Deine Wut. Deine Energie.

Hör auf zu glauben, dass Dich das nicht betrifft. Hör auf zu glauben, die Institutionen würden das schon richten. Die Institutionen sind nur so stark wie die Menschen, die sie mit Leben füllen. Und gerade füllen wir sie mit Feigheit, mit Apathie und mit einem gefährlichen Glauben daran, dass Stabilität ein Naturgesetz ist.

Stabilität ist kein Naturgesetz. Sie ist eine Aufgabe. Deine Aufgabe. Meine Aufgabe. Unsere Aufgabe. Jetzt. Bevor aus „Nie wieder“ ein Kapitel in einem Geschichtsbuch wird, das unsere Enkel mit Entsetzen lesen werden.

Lass uns nicht die sein, die zugesehen haben. Lass uns die sein, die gesagt haben: „Bis hierhin und nicht weiter.“

Demokratie lebt? Ja, vielleicht. Aber nur noch am Tropf. Und es liegt an Dir, ob wir den Tropf anschließen oder ziehen.

In diesem Sinne: Pass auf Dich auf. Und auf uns alle.

Dein Genosse

Alex Pashko

Was ist Demokratie?

„Wir wollen unser Stück vom Kuchen und dabei merken wir nicht, dass wir bereits den ganzen Kuchen für uns beanspruchen und wir ihn nicht mal gebacken haben. Wir haben nicht einmal die Zutaten dafür eingekauft oder uns das Rezept selbst ausgedacht. Wir setzen uns durch gegen die anderen Gäste, die die Frechheit besitzen, ein Stück unseres Kuchens für sich zu beanspruchen. Denn, wir haben verlernt zu teilen, haben verlernt dankbar zu sein, dafür dass der Kuchen so groß ist, dass es sogar mehrere von ihnen gibt, aus denen wir wählen können. Wir haben verlernt, Wertschätzung zu empfinden für die Kreativität der Person, die das Rezept entworfen hat. Haben verlernt, Wertschätzung zu empfinden für die Kraft der Person, die das Geld erarbeitet hat, um die Zutaten zu kaufen. Wir haben verlernt, Wertschätzung zu empfinden für die Person, die das Handwerk erlernt hat, diesen Kuchen zu backen.“

Wenn wir über Demokratie sprechen, sprechen wir vielleicht über verschiedene Parteien und was wir von ihnen halten, über ihre Programme und die Versprechungen, die sie uns machen. Für uns ist Demokratie selbstverständlich. Für uns ist Demokratie Alltag. Genau dort möchte ich ansetzen: Bei der Demokratie im Alltag.

Denn Demokratie braucht Kompromisse und unsere Gesellschaft wird immer unfähiger darin, Kompromisse im Großen wie im Kleinen einzugehen. Wenn ein Zug einfährt und die Menschen warten, bis wirklich jeder in Ruhe ausgestiegen ist, statt sich ungeduldig an der aussteigenden Masse vorbeizudrängeln. Wenn man einem Fremden die Tür zu einem Laden aufhält, obwohl man gerade selbst in Eile ist, oder wenn man im Bus aufsteht, um einer älteren Person seinen Platz anzubieten, dann ist das gelebte Demokratie. Diese kleinen unscheinbaren Momente sagen sehr viel darüber aus, ob wir kompromissbereit sind und fähig, unsere eigenen Bedürfnisse mit den Bedürfnissen der Gemeinschaft um uns herum in Einklang zu bringen. Demokratie lebt von dieser Fähigkeit, der Fähigkeit, den eigenen Wunsch für einen Moment zurückzustellen, und von der Fähigkeit Kompromisse einzugehen. Diese Fähigkeit fordert Empathie und Empathie entsteht oft aus Schmerz. Wir alle wissen, Schmerz ist ein unangenehmes Gefühl, daher wollen wir ihn vermeiden so gut wir können.

Wie gehen wir in unserer Gesellschaft mit Schmerz um? In unserer Gesellschaft sind wir darauf trainiert, Schmerzen zu betäuben. Wenn wir Kopfschmerzen haben, trinken wir nicht mehr Wasser und nehmen eine gute Mütze voll Schlaf. Wir nehmen Schmerztabletten, um weiter arbeiten gehen zu können, weiter lernen zu können, den Haushalt zu machen, unsere Kinder zu versorgen. Wir versuchen, unseren emotionalen Schmerz zu betäuben, mit Instagram, TikTok oder

anderen Arten des Konsums. Immer kürzere Videos, die in immer kürzerer Zeit viel Dopamin freisetzen. Ein schneller Kick der Belohnung und des Glücks, nur um dann wieder zurück in den Schmerz und das schlechte Gefühl zu fallen. Doch warum sollten wir Schmerzen fühlen? Vielleicht ist der moderne Mensch einfach clever genug, alle negativen Gefühle von sich wegzuschieben?!

Schmerz ist deshalb wichtig, weil er uns verletzlich macht und empathisch. Den Schmerz, den wir kennen, können wir bei einer anderen Person nachempfinden. Wenn wir Schmerzen haben, wenden wir uns an einen anderen Menschen, um getröstet zu werden. Wenn wir als Kind fallen und den stechenden Schmerz am Knie spüren, laufen wir zu unseren Eltern. Wenn wir als Erwachsener verletzt werden, dann wenden wir uns an unsere besten Freunde oder unseren Partner. Schmerz schafft Verbindung und genau das fehlt, wenn sich eine Gesellschaft durchgehend betäubt. Auch Alkohol und andere Substanzen oder Handlungen können vom Schmerz ablenken und diese Arten gab es auch schon immer. Aber es war nie leichter als in der heutigen Zeit, komplett in eine leere, schmerzlose Traumwelt abzutauchen. Wo es innerhalb dieser bequemen Seifenblase um mich herum nur meine eigene Meinung, meine eigene Sichtweise und meine eigenen Werte gibt und mir diese Ansichten immer und immer wieder gespiegelt werden, um mich weiter darin zu bestärken. Diese Seifenblasen, in denen wir uns alle einzeln und allein befinden, halten uns davon ab, Schmerzen zu empfinden, und diese Seifenblasen halten uns ebenfalls davon ab, uns verletzlich zu zeigen, andere Perspektiven einzunehmen und empathisch zu sein.

Eine andere Gefahr für die Demokratie ist der Vergleich mit anderen. Vor ein paar Jahrzehnten haben wir uns vielleicht noch mit unseren Nachbarn und unserem direkten Umfeld verglichen, während wir uns heute mit aller Welt vergleichen und uns besonders oft erfolgreiche, schöne, reiche Menschen gezeigt werden in ihren besten Momenten. Dieser Perfektion streben wir entgegen, rennen einer Utopie nach, die augenscheinlich von anderen Menschen bereits erreicht wurde. Doch Perfektion war nie für uns Menschen vorgesehen. Wir lernen am besten durch Fehler und Menschsein bedeutet genau das: Fehler machen. Doch während wir uns mit aller Welt in ihren besten Momenten vergleichen, verlieren wir den Blick dafür, was wir bereits haben. Wir übersehen unsere Unversehrtheit, unsere Sicherheit, den Frieden in unserem Land, die finanzielle und systemische Stabilität trotz Krisen und Konflikten. Und wir übersehen die Stärke der Gemeinschaft, die uns trägt.

Eine Gesellschaft, in der jeder nur noch seine eigene Stimme hört, verliert die Fähigkeit zuzuhören. Diese Gesellschaft kann anfällig werden für Populismus. Denn Selbstzentriertheit und Krisen führen dazu, dass der Wunsch nach einer starken Führung laut wird. In diesen kritischen

Momenten wirkt ein Mensch mit schnellen, einfachen Lösungen wie eine süße Verlockung. Eine schnelle Ablenkung, eine schnelle Möglichkeit, die Angst, Unsicherheit und den daraus resultierenden Schmerz zu betäuben. Doch dieser kurze Moment der Erlösung führt zu immer größer werdenden Problemen. Denn, sobald diese Person in der Position der Macht ist, wird auch sie nur noch ihren eigenen Vorteil und ihre eigenen Ziele verfolgen. Und die Angst, die Unsicherheit und der Schmerz vervielfachen sich und es folgt das Gefühl von Ohnmacht. Um Schmerzen langfristig loszuwerden, muss man sie auflösen. Es ist wichtig an den Kern zu gehen und sie zuzulassen. All die unbequemen, kalten, beängstigenden Gefühle da sein zu lassen. Einmal tief in den See des Schmerzes einzutauchen, bewusst das Wasser, die Kälte und die Dunkelheit zu spüren und dann an die Oberfläche zu gleiten und aus dem Schmerz hinauszutreten. Wenn wir einen besseren Umgang mit Schmerz hätten und ihn als Aufgabe sehen würden, statt vor ihm weg zu laufen, könnten wir an ihm wachsen. Dann sehen wir, dass wir ihn überleben, dass wir sogar stärker und resilienter durch ihn werden – dass wir an ihm wachsen.

Wenn wir also in kritischen Momenten die bewusste Wahrnehmung statt der schnellen Ablenkung wählen, dann kann Demokratie bestehen und es gibt niemanden, der sie uns als Gesellschaft wegnehmen kann. Konstante, realistische Lösungen statt schneller Hoffnung. Was können wir also tun, um aus unserer Seifenblase und unserer Selbstzentriertheit auszusteigen? Eine Gesellschaft braucht akzeptierte Diversität, um zu einer Gemeinschaft zu werden. Denn je mehr Menschen man in seinem Umfeld hat mit unterschiedlichen Lebenswegen, unterschiedlichen Erfahrungen, unterschiedlichen Kulturen, unterschiedlichen Stärken und Schwächen, aber hoffentlich gemeinsam geteilten humanistischen Werten, dann fängt man an zu verstehen, welche Themen wichtig sind für die Gesellschaft, auch wenn man selbst nicht davon betroffen ist. Denn wenn wir uns jede Stimme anhören und jedes Bedürfnis einen Raum hat, dann haben wir alle etwas davon. Wenn wir uns füreinander verantwortlich fühlen und spüren, dass unsere Stimme gehört wird und unser Handeln Wirkung zeigt, dann erleben wir Selbstwirksamkeit und das verleiht uns Stärke. Wenn unsere Stimmen gehört werden und unser Handeln Wirkung zeigt, dann ist Demokratie greifbar und dann ist unsere Gesellschaft stark. Für uns ist Demokratie selbstverständlich. Für uns ist Demokratie Alltag. Und hoffentlich bleibt das auch so.

„Wir wollen ein Stück vom Kuchen, sehen die anderen Gäste, hören uns an, wer sich welches Stück wünscht und teilen den Kuchen nach den individuellen Bedürfnissen auf. Ein paar Gäste haben die Zutaten gekauft, ein paar Gäste haben Rezepte entworfen und das passendste ausgesucht, ein paar Gäste haben den Kuchen gebacken und ein paar Gäste verteilen ihn. Alle essen gemeinsam.“

Rebekka Holtstiege

Technologie als Alternative zur Politik?

„The basic idea was that we could never win an election on getting certain things because we were in such a small minority. But maybe you could actually unilaterally change the world without having to constantly convince people and beg people and plead with people who are never going to agree with you through technological means. And this is where I think technology is this incredible alternative to politics.“

- Peter Thiel, Libertopia 2010 -

Ein Insta-Reel. Gezeigt wurde ein Ausschnitt aus Peter Thiels Rede auf der „Libertopia“ im Jahr 2010. Peter Thiel, damals noch Co-Founder von PayPal, ist heute Hauptinvestor von Palantir sowie Unterstützer der aktuellen US-Regierung. Die US-Regierung ist der größte Kunde Palantirs. Im Verteidigungssektor, im Gesundheitssystem sowie in den Behörden ist Palantir schon ein fester Bestandteil. Trump scheint ein Fan zu sein, so zahlte ICE im April 2025 30 Millionen Dollar an Palantir für die Entwicklung einer Deportations-Software.

Dieses Insta-Reel und vor allem, wie es geframed war, ließ mich erstmal erschrocken zurück. Ich sage geframed, denn als ich mir die volle Rede anhörte, hätte es bei mir beim ersten Kontakt noch kein sehr unangenehmes Gefühl ausgelöst, wie es das jetzt tut. Heute ist meine Konnotation, wenn Thiel von Technologie spricht, sofort bei KI. Vor 16 Jahren ging es wohl eher noch um das Internet.

Ich muss allerdings zugeben, dass ich Thiel als Person vor diesem Reel nicht kannte und auch die US-Politik verfolge ich nur über große Schlagzeilen, jedoch nicht im Detail. Von daher kann ich seine Aussagen sowohl heute, aber erst recht nicht damals einordnen. Deshalb möchte ich mich darüber auch gar nicht im Detail äußern und darum soll es hier tatsächlich auch nicht gehen.

Ich möchte mich nämlich vor allem auf den letzten Satz beziehen: „And this is where I think technology is this incredible alternative to politics.“

In den letzten Jahren, allerdings spätestens seit der Einführung von ChatGPT, ist jeder in der Lage, KI zu benutzen. Deswegen denke ich 2026 bei dem Begriff „Technologie“ sofort an Künstliche Intelligenz.

Was kann Künstliche Intelligenz eigentlich? Klar, im schulischen und beruflichen Kontext kann sie einem die Arbeit erleichtern, Recherchen übernehmen und anschließend Korrektur lesen. Doch dies ist auch ohne KI möglich, wie Sie hier sehen. Im Volksmund wird oft diskutiert: „Wird

KI in der Lage sein, tatsächliche, menschliche Gespräche zu führen, menschliche Emotionen nachzuvollziehen oder sie vielleicht in einer fernen Zukunft selbst zu entwickeln?“ Oder ist gerade das das Positive an KI, dass sie eben nicht von Emotionen und persönlichen Beziehungen beeinflusst werden und ganz rational entscheiden kann – zum Beispiel in der Politik? In der Theorie hört es sich nämlich erstmal recht positiv und gar nicht verwerflich an, fast idyllisch. Ein Machthaber, der rational betrachtet das Beste für den Menschen will. Doch soweit ist KI noch nicht, als LLM hat sie weder einen selbstständigen Willen noch eine Moral.

Thiel spricht davon, dass es als Minorität anstrengend sei, Menschen von seiner Meinung zu überzeugen, obwohl sie sich nie überzeugen lassen würden. Er sieht Technologie als ein Mittel, sich nicht mit diesen Personen auseinanderzusetzen, sondern stattdessen die Welt unilateral mit Technologie statt durch Politik zu verändern – egal, ob er Zustimmung findet oder nicht.

Doch müssen wir uns hier eine wichtige Frage stellen: Dürfen Menschen mit so viel Macht über Technologien auch noch tragende Entscheidungskraft sein? Vor allem, wenn diese sich nicht auf das Allgemeinwohl oder die Politik beziehen, sondern diese gänzlich umgehen wollen: Technologie als Alternative zur Politik. Mit einer Meinung, die sich aufgrund diverser Aussagen selbst als Minorität einstuft.

Damit nimmt man uns unsere Mündigkeit, unsere Menschlichkeit und letztendlich auch unsere Demokratie.

Lea Brucker

Instagram-Reel:

<https://www.instagram.com/reel/DQKoLE8jo6h/?igsh=MWNNoeGgxdnczMGMwaQ==>

Vollständige Rede:

<https://youtu.be/KgH7Lv2gQdk>

„Demokratie ... Demokratie!“

Dieses Wort hört man überall, wenn es um gesellschaftspolitische Entscheidungen geht. Aber was bedeutet es eigentlich? Laut Abraham Lincoln bedeutet es die „Regierung des Volkes, durch das Volk und für das Volk“.

Meiner Meinung nach gibt es keine Demokratie, sie existiert einfach nicht, oder, wenn ich meine Meinung etwas vorsichtiger und taktvoller ausdrücken möchte, würde ich sagen: „Es gibt keine reine Demokratie“. Aus semantischer Sicht könnte man sich etwas Besseres vorstellen, aber in der Realität gibt es das nicht, denn Menschen haben unterschiedliche Meinungen, und es geht immer darum, einer Meinung Vorrang vor einer anderen zu geben. Wo ich herkomme, sagt man ironisch, dass Politik etwas für alte Leute ist. Das tut weh, aber es ist die Wahrheit, auch wenn sich das Land als demokratisch bezeichnet.

Meine Vorstellung von Demokratie, oder besser gesagt, was ich mir gewünscht hätte, wäre einfach Liebe, Ehrlichkeit und echte Zusammenarbeit der Bevölkerung gegenüber ihren Führern und umgekehrt, damit alle mit einer Stimme sprechen und einen gemeinsamen Willen haben, um den gemeinsamen Erwartungen gerecht zu werden.

Je mehr ein Land sich unabhängig fühlen und in Frieden leben möchte, desto wichtiger ist es, alles dafür zu tun. Ohne Demokratie könnte die Bevölkerung revoltieren, wenn sie sich ausgebeutet fühlt und vor allem, wenn sie den Eindruck hat, dass ihre Führer nichts tun, um ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Über den Aspekt des Friedens hinaus kann Demokratie auch zur Entwicklung eines Landes auf allen Ebenen beitragen.

Eine Regierung, die sich um ihr Volk kümmert und dafür sorgt, dass alle gleichberechtigt sind oder Fortschritte machen, ist meiner Meinung nach viel reicher und wirkt auch imposanter als jedes andere Land, in dem nicht alle gleichbehandelt werden. Vereinfacht gesagt, nehmen wir an, das Land sei eine Fußballmannschaft. Ich bin fest davon überzeugt, dass ein Spieler zwar ein Fußballspiel gewinnen kann, aber dass es der Teamgeist oder das Kollektiv ist, das zum Sieg in einem Turnier führt.

In meinen Augen sollten Kommunikation und Zuhören zwischen beiden Seiten das Motto sein, damit die Demokratie gut funktioniert. Hinzu kommen natürlich Arbeit, viel Disziplin und Respekt, um das Land voranzubringen. Darüber hinaus sind Gerechtigkeit und Transparenz ebenfalls Schlüsselfaktoren für eine erfolgreiche Demokratie.

Collens Ysold Clara Ngono Ndougou

Wir dürfen anders sein

Ich sehe das Anzeigeschild. „*Was ist Demokratie ... was ist Demokratie?*“

Die Definition ist klar. Doch ihre Bedeutung ist für viele missverständlich. Wie kann das sein? Diese Frage beschäftigt mich seit einigen Wochen. Mit einem Feuer in meinem Herzen und gleichzeitig so viel Frust.

Wem soll ich erklären, was Demokratie ist?

Wie soll ich jemandem erklären, dass die „bösen Ausländer“ nicht unser Geld wollen und unser Land beschmutzen, sondern Schutz suchen und ihr menschliches Recht einfordern, ein gutes Leben zu führen? So wie wir es tun, so wie wir privilegiert sind. Denn so wie wir leben dürfen, dürfen es andere oft nicht.

Und wie soll ich jemandem erklären, dass er nicht verstehen muss, warum man ein bestimmtes Geschlecht liebt, und dass die individuelle Norm einiger Menschen keine Rolle spielt, wenn das Herz das Thema der Diskussion ist?

Wie soll ich jemandem erklären, dass sich manche Menschen nicht ihrem Körper zugehörig fühlen und sich anders empfinden, als sie geboren wurden?

Wie soll man so etwas jemanden erklären, der blind ist?

Wie „*Der kleine Prinz*“ es in unserer Kindheit schon so treffend beschrieben hat:

„Man sieht nur mit dem Herzen gut.“

Wie soll man erklären, dass ein Teil der Demokratie darin besteht, dass du sein darfst, wer du bist und dass andere genauso gut das Recht darauf haben, selbst wenn sie nicht so sind wie du?

Wie erreicht man die Herzen von Menschen, die sich verschlossen haben vor der Realität und vor der Akzeptanz von Dingen, die sie nicht nachempfinden müssen, aber verstehen könnten, wenn sie es wollten?

Demokratie ist Freiheit.

Demokratie schafft einen Raum, individuell zu sein und zugleich für das Kollektiv zu handeln.

Ist das nicht das Schöne an der Demokratie?

Entspricht das nicht fast der Natur des Menschen, wenn man betrachtet, wie weit die Anfänge der Demokratie in der Geschichte zurückreichen?

Ist es nicht das, was uns von anderen Lebewesen unterscheidet?

Wir dürfen denken. Wir dürfen hinterfragen, kritisch sein, Grenzen setzen.

Wir dürfen uns ändern und wir sollten es tun.

Wir dürfen unseren Verstand benutzen, um nicht allem und jedem blind zu glauben. Nicht umsonst hat uns die Geschichte dies mehrfach gelehrt.

Wir dürfen aber auch anders sein.

Und vor allem dürfen wir unsere Herzen öffnen.

Das ist nicht unbedingt die Definition von Demokratie.

Aber es ist die Bedeutung, die ich diesem Wort zuspreche.

Dilara Özbicerler

Freiheit und Demokratie

Demokratie bedeutet für mich, dass ich frei und in Frieden leben kann. Ich erinnere mich zu gut, dass ich Frieden vor ein paar Jahren als recht selbstverständlich angesehen habe.

Heute habe ich wiederum manchmal das Gefühl, dass die Pins an meiner Tasche schon eine politische Orientierung ausdrücken. Es handelt sich um die Friedenstaube und einen Pin mit dem Logo der Antifaschistischen Aktion. Natürlich drücken diese für mich auch ein politisches Interesse und eine Abgrenzung von Krieg und Faschismus aus, dies ist aber eigentlich eine Grundkonstante unserer Demokratie.

Ich möchte diese Werte als selbstverständlich wahrnehmen. Ich will nicht das Gefühl haben für die Mehrheit an Dingen, die mir wichtig sind, auch auf die Straße gehen zu müssen.

Demokratie lebt aus der Diversität von Meinungen. Für „Gleiche Rechte für alle“ möchte ich allerdings nicht eintreten müssen, sondern dies als Grundlage haben. Dennoch bewegen sich politische Parteien aktuell auch teilweise davon weg.

Generell kann eine funktionierende Demokratie Freiheit und Geborgenheit bieten. Wir können sein, wer wir sind, und machen, was wir möchten (natürlich in einem gewissen Rahmen). Wenn ich weiß, dass die Stimmen in der Bevölkerung gehört werden, ist das eine unheimliche Macht. Wir entscheiden, wen wir wählen und was in unserem Land passiert. Wenn dies in einem nicht rechtsextremistischen Rahmen passiert, bleibt uns dieses Privileg erhalten und macht uns als Nation unfassbar mächtig und mich persönlich glücklich.

Demokratie funktioniert, wenn in diesem Rahmen von möglichen Meinungen Menschen diskutieren, sich zuhören und sich einigen. Wir müssen einander zuhören und lernen, es zu respektieren, wenn die Mehrheit eine andere Meinung hat. Denn nur so bleibt uns das Privileg der Freiheit durch Demokratie erhalten!

Angela Kolarik

GEDICHTE & KURZTEXTE

Demokratie

Demokratie ist kein Ort.

Kein Wahltag.

Kein Kreuz.

Kein Idealzustand.

Demokratie ist der Streit, der nicht endet.

Und die Entscheidung, ihn trotzdem nicht mit Gewalt zu beenden.

Sie ist langsam.

Zu langsam für die Wütenden.

Zu chaotisch für die Sehnsüchtigen.

Zu offen für die, die Sicherheit mit Stille verwechseln.

Demokratie funktioniert nicht, weil Menschen gut sind.

Sie existiert, *weil sie es nicht sind*.

Sie hält Gegensätze aus, ohne sie aufzulösen.

Sie zwingt niemanden, Recht zu haben.

Aber alle, Verantwortung zu tragen.

Wer Demokratie liebt, nennt sie Freiheit.

Wer sie hasst, nennt sie Schwäche.

Beide haben recht.

Sie ist das System, das dir erlaubt, sie abzulehnen.

Und das macht sie gefährlich.

Vor allem für sich selbst.

In Demokratien reden Menschen durcheinander.

Sie hören schlecht zu.

Sie fühlen sich übergangen, missverstanden, vergessen.

Manchmal sind sie es.

Demokratie verspricht keine Gerechtigkeit.

Sie verspricht nur, dass Ungerechtigkeit nicht ewig alternativlos bleibt.

Sie stirbt nicht mit einem Knall.

Sie verschwindet leise.

Wenn Bequemlichkeit lauter wird als Zweifel.

Wenn Ordnung wichtiger erscheint als Würde.

Wenn Komplexität müde macht.

Demokratie ist kein Erbe.

Sie ist ein Zustand auf Zeit.

Verlängerbar.

Kündbar.

Jeden Tag neu verhandelt.

Sie braucht keine Helden.

Sie braucht Menschen, die bleiben,

wenn es unübersichtlich wird.

Denn Demokratie ist nicht das,

was funktioniert, wenn alle mitmachen.

Sie ist das, was bleibt,

wenn wir uns uneinig sind

und trotzdem nicht aufhören, einander als Menschen zu behandeln.

Femi Arifi

Demokratie lebt!

Die Demokratie, sie lebt. Sie lebt zusammen mit Menschen. Sie lebt in Deutschland. Sie lebt schon lange hier, geht seit mehr als einem Vierteljahrhundert aber nochmal mit deutlich gestärkter Brust durch die Straßen.

Doch seit ein paar Jahren merkt sie: Da ist etwas. Da ist irgendwas, es fühlt sich an wie Zweifel in und an ihr, sie kann es nicht richtig beschreiben.

Manchmal hat sie Angst, dass sie nicht mehr gewollt ist in Deutschland.

Aber sie war doch immer da! Hat jedem ein offenes Ohr geschenkt, hat auf die Menschen gehört, Meinungen ernst genommen und immer versucht, eine gute Lösung für alle zu finden. Jeder hat ein Mitspracherecht bei ihr. Sie findet, sie macht das gut.

Und trotzdem merkt sie: Da ist etwas. Da sind Menschen, die wollen sie nicht, stoßen sie ab. *Wissen die denn nicht, was ohne sie passieren könnte? Was wäre, wenn sie nicht mehr da ist? **Hatten wir das nicht schonmal?***

Aber es gibt auch gute Tage, da schaut sie auf die Straßen Deutschlands und sieht: Ich bin gewollt! Ich bin gewollt, von so, so vielen! Diese Menschen halten Schilder hoch – für mich! Diese Menschen sind laut, sie sind in der Mehrzahl.

Und das macht ihr Mut. Viel Mut. Genug Mut, dass die anderen Stimmen immer kleiner werden.

Sie weiß: Es war und ist nicht immer leicht. Sie weiß, dass sie es nicht allen recht machen kann. Sie weiß, dass sie selbst keine Entscheidungen trifft, sondern die Menschen, die für sie arbeiten. Sie weiß, es passiert vieles und manches ist nicht schön. Aber sie weiß auch:

Ohne mich geht Deutschland nicht. Sie brauchen mich und ich brauche sie. Ich werde nirgendwo hingehen – denn in Deutschland fühle ich mich wohl. Ich kämpfe und habe genug Menschen auf meiner Seite.

Die Demokratie, sie lebt. Sie lebt zusammen mit Menschen. Sie lebt in Deutschland. *Und will nicht weg.*

Ricarda Griß

Demokratie als Gruppenarbeit

Demokratie funktioniert wie Gruppenarbeit im Studium:
Verschiedene Perspektiven prallen aufeinander,
doch am Ende zählt nur das Resultat.

Hannah Patrias, Patrick Fischer

Wer ist Demokratie?

Das was dich umgibt, doch unsichtbar ist,
Ich bin nicht real aber forme die Realität.

Eigenwillig, unberechenbar sogleich voraussehbar,
Ich bin zerbrechlich und das Fundament für starke Bande.

Mein Atem bringt Leben,
Ich arbeite unermüdlich.

Ob jung oder alt, links oder rechts,
Starke Meinungen, schwache Bindungen.

Krieg und Frieden können ohneeinander nicht existieren,
Ich bin Freiheit und bedeute Verantwortung.

Ruhe bildet das Gegenstück zum Sturm,
Ich lebe von Konflikten.

Anfang und Ende gehen Hand in Hand,
Die Zeit steht still doch rennt davon.

Taten und Worte folgen nicht demselben Weg,
Schwerwiegende Entscheidungen, ohne Gewicht.

Ich bin farbenfroh und grau,
Ich bin dein Zuhause, du bist wo ich wohne.

Ein Ort wo Ja und Nein ineinander übergehen,
Wahr und falsch werden eins.

Das bin ich und du bist ein Teil von mir!

Alexa Lötzerich

Picknick

Gepackt ist mein geflochtener Korb,
gefüllt mit Früchten mit voller Schönheit,
zusammen hin zu einem wohlen Ort,
weit weg von ansteckender Bosheit.

Gemeinsam schreiten wir Hand in Hand,
barfuß über grüne Wiesen,
rückblickend auf von Zeit geprägte Wand,
dahinter eine zerrissene Welt der Krise.

Angekommen und ausgelegt eine Decke,
Sonnenstrahlen auf unseren Köpfen, ein Tanz,
ausgelegt sauberes Geschirr ohne Flecke,
in einem Hier und Jetzt der Toleranz.

Losgelöst von jeglichem Leid
summst du: „Einigkeit, Recht und Freiheit ...“

Semih Emre Ortabas

Gleichgewicht der Freiheit

Demokratie hält Macht in Schach,
damit nicht einer sagt: *Ich mach*,
was allen gilt, im eigenen Sinn,
und zieht die Grenzen enger hin.

Sie wirkt, weil Menschen unterschiedlich stehen,
weil ohne Regeln Starke über Schwache gehen.
Wo Dunkel herrscht, wächst Willkür schnell,
und Freiheit brennt wie dünnes Fell.

Sie braucht verlässliche Struktur,
geprüfte Fakten, klare Spur,
und Menschen, die nicht stumm verweh'n,
sondern im Widerstand bestehen.

Doch heute schwankt das Fundament,
weil Zorn sich schneller als Vernunft verbrennt.
Hoffnung bleibt nur, wenn Denken trägt,
und niemand seine Freiheit weglegt.

Larry Hentrich

GESCHICHTEN

„Die Demokratie, mein Zuhause“

Auf meinem Hof bin ich gern.

Hier setzen wir uns gemeinsam hin und sprechen zusammen, egal ob Fell, Schuppen oder Federkleid.

Aus dem Reden sollen dann Handlungen entstehen, hierbei hilft uns die Eule. Sie entscheidet zusammen mit dem Parlament, wie wir aus unseren Problemen Pläne und Regeln machen. Damit sich auch jeder daran hält, ist der Adler da und entscheidet mit klarem Blick, ob jeder brav die Regeln befolgt.

Wer sich aber nicht an diese hält, den erwartet der geschickte Kater.

Zusammen mit unseren drei Helfern – der Legislative, Judikative und Exekutive – sorgen wir auf unserem Hof für ein friedliches Miteinander.

Mein Hof, das ist mein Zuhause.

Es ist immer laut und voll,

bunt,

und auch manchmal chaotisch.

Aber es wird immer neue Erfahrungen, Eindrücke, Hoffnungen und Träume geben. Und solange wir aufeinander Acht geben und uns gegenseitig zuhören, bewältigen wir jedes Problem!

Mein Hof ist mein Zuhause, und das bedeutet, gemeinsam zu reden und aufeinander zuzugehen (auch wenn es mal schwer ist).

Anonym

Die Frequenz der Demokratie – Ein Kompass jenseits der eigenen Wahrheit

Charlotte liebte ihr Leben. Sie war kuschelig, warm und die Empfehlungen ihres Social Media Algorithmus waren immer perfekt abgestimmt. Die Diskussionen drehten sich um die perfekte Avocado-Toast-Variante, coole vegane Rezepte, die neusten safe space Clubs der Stadt und die feinen Nuancen des modernen Feminismus. Ihr Smartphone war ihr **Frequenzregler**, der alle Störungen ausblendete. Ihre Freunde waren Gleichgesinnte, die Frequenz ihres inneren Radios schlug immer im Takt: Selbstverwirklichung, Individualismus, das eigene Leben zu leben. „**Demokratie lebt!**“, dachte sie oft, „Solange ich frei bin, ich selbst zu sein.“

Eines Abends, während sie eine Reportage über die globalen Flüchtlingsbewegungen und die anhaltende Wasserknappheit in Krisengebieten sah, passierte etwas Ungewöhnliches. Der Film zeigte eine Frau, die kilometerweit lief, um einen Eimer Wasser zu holen, und einen Vater, der seine Meinung flüsterte, weil die **Freiheit des Wortes** dort ein Luxus war. Gleichzeitig wurde eine junge Bäuerin gezeigt, die mit leuchtenden Augen davon erzählte, wie viel Stärke und Freude sie aus ihrer Entscheidung zog, ihren Fokus ganz bewusst auf die Gründung einer großen Familie mit ihrem Mann zu legen.

Charlottes innerer Frequenzregler begann zu zittern. Ihr eigener Wert von „Unabhängigkeit“ widersprach diametral der tiefen, selbstbestimmten Erfüllung, die in den Augen der Bäuerin lag. Ihr eigener Kompass, der sonst so unerschütterlich auf „Ich“ zeigte, begann wieder zu zittern. Und beides stand in einem Kontrast zur existenziellen Not der Menschen, die um reines Wasser kämpften. Was, wenn die Demokratie nicht nur für das Recht auf **ihre** perfekte, individualistische Selbstverwirklichung war, sondern für die **Wahl** aller, komplett „anders“ zu leben wie auch das Recht die Gesellschaft, das Miteinander mitgestalten zu dürfen und dafür nicht verurteilt zu werden?

Sie legte das Handy weg. Die gewohnte Frequenz verstummte. Die Stille war ungewohnt laut. Sie erkannte, dass Demokratie nicht nur ein Zustand ist, den man besitzt, sondern **eine Frequenz, die man täglich neu einstellen muss** – nicht nur um *sich selbst* zu hören, sondern um das **Rauschen der Welt** zu empfangen. Denn die **Demokratie lebt**, und das Leben ist vielfältig, laut und wechselhaft.

Am nächsten Tag setzte sie sich in ein kleines Café abseits ihrer gewohnten Routen. Nicht in ihr übliches Hipster-Café, sondern in eines an einem lauten Ort. Hier hörte sie viele unterschiedliche Gespräche, die nicht um neue Trends kreisten, sondern um Rentensorgen, Schulausfälle, Angst vor Meinungsäußerungen und die Angst vor steigenden Preisen. Sie begann, ihre eigene

Frequenz neu zu kalibrieren. Charlotte spürte eine seltsame Neugier. Sie hatte immer gedacht, Demokratie sei ein Zustand – ein Recht, das man einfach *hat*. Doch in den Gesichtern um sie herum sah sie, dass Demokratie für viele irgendwie **Arbeit** war. Jetzt suchte sie nicht mehr nach Bestätigung, sondern nach **Gegensätzen**. Sie fragte sich: Können wir die Demokratie überall schützen, wenn wir nur mit denen reden, die gleich denken? Wenn wir nur die Teilhabe für die Lebensentwürfe fordern, die uns gefallen?

Sie recherchierte über lokale Initiativen, über globale Ungerechtigkeiten, über die Ursprünge ihrer eigenen Privilegien. Sie suchte nicht nach Bestätigung für ihre Meinung, sondern nach **Gegensätzen**, nach unbequemen Fakten. Ihr Kompass zeigte plötzlich nicht mehr nur „*Ich*“, sondern auch „*Du*“ und „*Wir*“. Sie landete bei einem Community-Meeting, das sich mit lokalen Bürgeranliegen beschäftigte. Hier gab es keine Filter. Hier gab es Menschen mit ganz unterschiedlichen Geschichten, Meinungen, Ängsten, Realitäten und Hoffnungen. Eine ältere Frau erzählte von ihrer *Sorge um die Tradition*, ein junger Mann forderte *radikale Neuerungen*. **Die Diskussion war hitzig, manchmal chaotisch, oft unbequem, aber nie respektlos.** Charlotte saß still da und lauschte.

Sie erkannte: Demokratie lebt nicht im Echo der eigenen Bubble. Sie lebt im Mut, sich dem Unbequemen zu stellen, dem Fremden zuzuhören und die eigene Perspektive leicht zu hinterfragen. Sie lebt, wenn wir bereit sind, unseren inneren Kompass nicht nur auf Selbstverwirklichung, sondern auf ein **echtes Miteinander** auszurichten. Denn während wir hier über Dinge streiten, die für uns wichtig erscheinen, kämpfen anderswo Menschen um Akzeptanz, um sauberes Wasser, um die schlichte Freiheit, ihre Meinung zu äußern. Und während wir uns in unserer eigenen Welt über die feinen Nuancen unserer Freiheit streiten, müssen wir den Raum offen halten für **jede** Lebensentscheidung, die andere mit Überzeugung treffen, egal wie konträr sie sein können.

Charlotte nahm ihr Handy in die Hand. Diesmal suchte sie nach Kontaktdaten des Community-Treffens. Ihr Frequenzregler zeigte eine neue Richtung an. Und zum ersten Mal seit Langem fühlte sich diese Richtung **nach echtem demokratischem Leben** an.

Denn die Demokratie ist leider nicht *überall* vorhanden, sie ist der lebenswichtige Raum, in dem jede Meinung, respektvoll ausgetragen, der Freiheit dient. Unser Kompass muss uns daran erinnern, dass die Demokratie ein Raum ist, der **allen** gehört. Ein Raum, in dem jeder sein darf, ohne verurteilt zu werden, und in dem wir alle die Verantwortung tragen, diesen Raum zu **schützen** und zu **erweitern**, indem wir uns trauen, **zuzuhören, zu lernen und in den Diskurs zu treten – auch wenn es mal unbequem wird.**

Gracious Jackson

Chroniken des Schweigens

Ich erinnere mich an den Tag, an dem das Summen zum ersten Mal verstummte. Es war kein abruptes Schweigen, kein scharfer Schnitt, eher ein langsames Ertrinken in Lärm. Wie eine Melodie, die so lange von falschen Tönen überdeckt wird, bis niemand mehr sagen kann, ob sie je existiert hat.

Unsere Stadt liegt am Meer, eingequetscht zwischen grauen Felsen und einem Wasser, das nie ganz still ist. Früher sagte man, die Wellen würden Geschichten bringen. Heute tragen sie nur noch Müll und ein dumpfes Dröhnen mit sich, das nicht vom Meer stammt, sondern von uns. Von oben. Von überall.

Unter der Stadt aber, tief im Gestein, schlägt etwas, das älter ist als unser Rathaus, älter als jede Verfassung, jedes Gesetz, jede Fahne. Wir nannten es nie beim Namen. In den alten Schriften taucht es als *Vox Magna* auf – die große Stimme. Doch das war, bevor wir lernten, lauter zu schreien als sie.

Ich bin Archivar der Stadt. Das heißt: Ich katalogisiere Erinnerungen, die niemand mehr lesen will. Tagsüber sitze ich in einem langen, niedrigen Raum, dessen Decken so tief hängen, dass selbst die Spinnweben keinen Platz mehr finden. Die Regale sind übervoll mit Protokollen, Petitionen, Beschwerdebriefen, Wahlunterlagen, Urteilsabschriften, Volksbegehren – Zeugnisse eines Zeitalters, in dem Menschen noch glaubten, dass Worte Gewicht haben, selbst wenn sie von Händen geschrieben werden, die zittern.

Früher fühlte ich mich dort sicher. Zwischen vergilbten Seiten und staubigen Signaturen war die Welt geordnet, nachvollziehbar, in Aktenbänden gefesselt. Draußen konnten sie einander anschreien, verleumden, in Fragmenten sprechen und in Schlagworten denken – hier drinnen waren sie zu Sätzen gezwungen.

Doch dann begann das Flüstern im Gestein lauter zu werden. Am Anfang war es nur ein leises Summen, das man nur bemerkte, wenn es ganz still war – in den frühen Morgenstunden, bevor die ersten Türen zufielen, bevor die Sirenen anfangen zu jaulen, bevor die Bildschirme zu flackern begannen.

Ein Ton, der tief unter meinen Fußsohlen vibrierte, so als liege irgendwo weit unten ein gigantischer Bienenstock, und jedes seiner Wesen trüge eine einzelne Stimme in sich.

Ich hielt es für Einbildung. Die Folge zu vieler Nächte mit zu viel Kaffee und zu vielen Texten, in denen sich die gleichen Worte wiederholten: Berechtigt. Unberechtigt. Stattgegeben. Abgelehnt. Mehrheit. Minderheit. Schweigen.

Doch das Summen kehrte wieder. Es änderte seine Frequenz, wenn ich bestimmte Akten in die Hand nahm. Bei den frühen Versammlungsprotokollen unserer Stadt – in denen auf schiefen Zeilen von Hoffnung die Rede war, vom Recht, gehört zu werden – wurde der Ton hell und fast erträglich. Bei neueren Dokumenten – Beschlüsse, die hinter verschlossenen Türen gefallen waren, Entscheidungen, die mit Zahlen begründet wurden und doch wie Wetten wirkten – wurde er tief, unbestimmt, als würde das Gestein selbst mit den Zähnen knirschen.

Mit der Zeit begann ich, das Summen als Sprache zu empfinden. Nicht, weil ich die Worte verstand, sondern weil es nicht mehr neutral klang. Es schwoll an, wenn draußen die Stimmen sich überschlugen, wenn Parolen durch die Straßen hallten, die ich nie in Protokollen sehen wollte. Es wurde hektisch, unruhig, wenn der Aufschrei der einen dem Geschrei der anderen begegnete. Und jedes Mal, wenn wieder jemand sagte: „Es hat doch sowieso keinen Sinn. Die da oben machen doch, was sie wollen“, sank das Summen auf einen Ton, der meiner eigenen Müdigkeit so ähnlich war, dass ich die Luft anhielt, um zu prüfen, ob ich überhaupt noch atmete.

In jener Zeit begann ich zu träumen. Ich träumte von einem Herzen aus Stein, das unter der Stadt lag, umschlungen von Wurzeln, Kabeln und Adern aus flüssigem Licht. Jedes Aufblitzen darin glich einer Stimme, einem Gedanken, einem leisen „Ja“ oder „Nein“, das irgendwo ausgesprochen worden war. Wenn dieses Herz schlug, sah ich die Häuser über mir leben: Fenster, die sich öffneten, Hände, die sich ausstreckten, Menschen, die einander zuhörten.

Wenn das Herz stolperte, sah ich Mauern wachsen: unsichtbare, aber dichte Schleier aus Misstrauen, der die Körper unversehrt ließ und doch alles zwischen ihnen vergiftete. Ich wachte jedes Mal mit dem gleichen Satz auf, ohne zu wissen, ob ich ihn geträumt oder nur aus alten Sitzungsprotokollen geklaut hatte: „Es gehört uns allen – oder niemandem.“

Mit jedem Tag wurde die Stadt lauter. Nicht lauter im Sinne von Leben, sondern lauter im Sinne von Störung. Die Stimmen schrien einander an, ohne sich zu begegnen. Jeder sprach, als wäre sein Mund ein Lautsprecher, aber niemand hatte mehr Ohren.

Überall gab es Bilder, die blinzelten und flackerten: Bildschirme in Wohnzimmern, in Händen, in Taschen, die selbst im Dunkeln leuchteten wie faulige Glühwürmchen. Sie spuckten Schlagzeilen aus, Minutenmeinungen, Empörung auf Abruf. Wahrheit wurde zu einer Frage der Reichweite, nicht des Inhalts.

Ich hörte das Gestein darunter jammern. Es war nicht nur ein Summen. Immer öfter mischte sich etwas hinein, das an Stimmen erinnerte – viele Stimmen, übereinander, ineinander, so, wie es klingt, wenn in einem Rathausflur drei Versammlungen gleichzeitig beendet werden. Nur dass diese Stimmen keine Sprache mehr hatten. Nur laut. Nur Drängen. Nur Überlagerung.

Eines Abends, als ein Sturm vom Meer her aufzog und die Straßenlampen im Wind flackerten, blieb ich länger im Archiv als sonst. Die Stadt tobte, nicht wegen des Wetters, sondern wegen irgendeiner Entscheidung, die „die da oben“ getroffen hatten – eine dieser Entscheidungen mit zu vielen Zahlen und zu wenig Gesichtern. Von weit her drangen Sprechchöre durch die Mauern, zerschnitten von Sirenen und dem metallischen Grollen von Lautsprecherdurchsagen.

Doch unter meinen Füßen war es so laut wie nie. Das Summen hatte sich in ein dumpfes, unregelmäßiges Pochen verwandelt. Es fühlte sich an, als würden die Regale mitleidig beben, die Aktenordner leise knirschen. Die Glühbirne über meinem Schreibtisch flackerte so heftig, dass die Schatten an den Wänden sich bewegten, als wären sie lebendig – lange, knochige Finger, die nach den vergilbten Seiten griffen.

Ich hätte gehen können. Ich hätte die Tür schließen, den Schlüssel abgeben und sagen können, dass es mich nichts mehr angeht. Stattdessen tat ich etwas, das unvernünftig war – oder vielleicht das Einzige, was noch vernünftig war. Ich öffnete die Tür zum alten Bestand.

Der Raum lag noch tiefer, ein Stockwerk unter dem Archiv, offiziell aus brandschutzrechtlichen Gründen gesperrt. Niemand kam hierher. Niemand vermisste das, was hier lag. Die Treppe hinab war eng, die Stufen abgewetzt. An den Wänden klebten Spuren von Feuchtigkeit, als hätten unsichtbare Hände die Steine hinunter geweint.

Mit jedem Schritt wurde das Pochen im Boden deutlicher. Es war, als würde etwas meinen Gang spiegeln – ich hinab, es herauf, Schritt für Schritt, Schlag für Schlag. Unten roch es nach Schimmel und Metall. Die Luft war schwer, als müsste man jeden Atemzug aus dem Stein kratzen.

Ein einsames Notlicht brannte in einem fahlen Grün und machte die Schatten nur noch tiefer. Hier lag das, was niemand mehr sehen wollte: die ersten Urkunden der Stadt, geschrieben in krakeligen Buchstaben, mit Tinte, die aus einer Zeit stammte, in der man noch glaubte, dass jedes Wort eine Spur hinterlässt, die nicht gelöscht werden kann.

Manche Dokumente waren verbrannt, andere geschwärzt, wieder andere lagen in Kisten ohne Beschriftung – Entscheidungen, die später niemand verantworten wollte. Doch selbst hier war ich noch nicht tief genug. An der Rückwand, hinter einem verstaubten Regal, fand ich eine schmale Metalltür, deren Existenz ich immer für ein Protokollgerücht gehalten hatte. Sie war nicht im Plan verzeichnet. Ihre Oberfläche war zerkratzt, als hätte jemand versucht, ein Symbol

hineinzuritzen, sich aber nicht getraut, es zu vollenden. Statt eines Griffes gab es nur eine Vertiefung, groß genug für eine Hand.

Ich legte meine auf das kalte Metall. In derselben Sekunde hörte das Pochen nicht auf – es wurde nur wortwörtlich. In meinem Kopf, in meinen Knochen, in meinen Zähnen formten sich Silben, die nicht zu irgendeiner mir bekannten Sprache passten. Es war, als würden tausend Kehlen gleichzeitig ansetzen, um etwas zu sagen, und nur ein einziger Laut käme hervor: Wir.

Die Tür sprang nicht auf. Sie zerbröselte. Das Metall zerfiel vor meinen Augen zu grauem Staub, als hätte es Jahre auf diesen Augenblick gewartet. Dahinter lag ein Gang, roh in den Fels gegraben, nicht mit Werkzeugen, sondern mit Beharrlichkeit. Die Wände waren von bloßen Händen geglättet, Hände, die schon lange zu Staub geworden waren.

Ich trat ein. Je weiter ich ging, desto weniger fühlte sich der Boden wie Stein an. Er vibrierte, rhythmisch, wie etwas Organisches. Die Luft roch nach Salz und Eisen, nach Blut und Meer. An manchen Stellen schimmerten die Felswände, als wären in ihnen winzige Lichtadern eingeschlossen. Manche glommen kurz auf, wenn ich vorbeiging, dann erloschen sie wieder. Ich wusste nicht, ob sie mich begrüßten oder überprüften.

Der Gang führte zu einem Hohlraum, dessen Größe ich nicht ermessen konnte, weil ich den Rand nicht sah. Nur die Mitte war sichtbar – und die war unmöglich.

Vor mir lag ein Herz.

Nicht im anatomischen Sinn. Es hatte keine eindeutige Form, keinen eindeutigen Rand. Es war eher eine pulsierende Masse aus Licht und Schatten, durchzogen von Adern, die wie glühende Schriftzeichen aussahen. Bei jedem Schlag leuchteten sie auf, und ich hörte Stimmen. Nicht einzeln, nicht klar – mehr wie das Rauschen eines Platzes, auf dem jede Meinung, jedes Gebet, jede Frage, jeder Fluch gleichzeitig ausgesprochen wird.

Ich näherte mich, bis ich das Pulsieren in meinem Brustkorb spürte, als versuchten zwei Herzen, denselben Takt zu finden. In diesem Moment verstand ich, warum die Alten es *Vox Magna* genannt hatten. Es war nicht einfach nur ein Wesen. Es war ein Echo derer, die vor uns hier gewesen waren, und derer, die nach uns kommen würden. Es war der Ort, an dem sich all das sammelte, was wir nach außen gaben: unsere Entscheidungen, unsere Kompromisse, unsere Gleichgültigkeit. Es war der Untergrund, auf dem unsere Stadt gebaut war – nicht aus Gestein, sondern aus Stimmen.

Ich weiß nicht, wie lange ich dort stand. Das Licht in den Adern flackerte, als wäre es am Erlöschen. Manche Stränge waren schon dunkel, vernarbt wie alte Wunden, die nie richtig geheilt

waren. Andere loderten kurz auf, hell, klar, nur um sofort von einem grauen, dumpfen Flimmern überlagert zu werden, das mich an die Bildschirme oben erinnerte. Die Stimmen darin waren verzerrt. Früher, so sagen es die Legenden, klang die *Vox Magna* wie ein Chor, in dem jede Stimme zählt und doch keine die andere verschlingt. Jetzt hörte ich vor allem Bruchstücke:

„...die sind doch alle...“

„...mein Recht...“

„...Lüge...“

„...ich zuerst...“

„...auf keinen Fall...“

Dazwischen, kaum wahrnehmbar, ein paar leise Fäden:

„...wir...?“

„...gemeinsam...“

„...hörst du mich...?“

Ich wusste nicht, ob diese letzten Worte von mir stammten oder aus dem Herzen kamen. Je länger ich zuhörte, desto mehr begann sich etwas in mir zu verschieben. Meine eigenen Gedanken vermischten sich mit dem, was ich hörte. War es wirklich die Stadt, die sprach? Oder waren es nur die Akten, die ich mein Leben lang gelesen hatte, verdichtet zu einem einzigen, schmerzhaften Klang?

Ich sah Bilder. Keine klaren Visionen, eher Schatten an einer Wand: Menschen, die sich um einen Tisch versammeln, mit müden Augen, aber offenen Händen. Menschen, die auf Balkonen stehen, mit geballten Fäusten und geschlossenen Gesichtern. Kinder, die Fragen stellen, auf die niemand mehr antworten will. Alte, die schweigen, weil ihnen niemand mehr zuhört. Gesichter, die ich kannte, weil sie in Formularen auftauchten, in Anträgen, in Beschwerden, in kurzen Notizen am Rand: „Bitte dringend.“

All das pulsierte im Herzen vor mir. Und dann hörte ich – zum ersten Mal klar – eine einzelne Stimme: „Sprich.“ Sie klang weder freundlich noch drohend. Eher müde. Es war die Müdigkeit von etwas, das zu lange versucht hat, fair zu sein.

Meine Kehle war trocken. Meine Zunge fühlte sich an, als wäre sie aus Papier. Was sollte ich sagen? Ich war nur ein Archivar. Ich hatte mein Leben damit verbracht, zu ordnen, nicht zu gestalten. Ich hatte die Worte anderer registriert, ohne eigene hinzuzufügen. Ich hatte Protokolle

gelesen, in denen Entscheidungen gefällt wurden, die ich nicht getroffen hatte und nicht zu vertreten brauchte.

„Was ... soll ich sagen?“, flüsterte ich, und mir war sofort klar, dass die Frage lächerlich war. Hier, in dieser Tiefe, klangen meine Worte, als würden sie aus einer anderen Zeit stammen.

Das Herz schlug einmal, schwer, als hätte es Mühe, sich zusammenzuraffen. „Du warst ihr Ohr.“ Bilder flackerten in den Lichtadern: Menschen, die Briefe schrieben, Petitionen unterschrieben, mit zittrigen Händen Anträge ausfüllten, sich in Versammlungen meldeten. Ich erkannte die Handschriften. Ich hatte sie archiviert.

„Du hast alles gehört. Und nichts gesagt.“

Das war keine Anklage – eher eine Feststellung. Und doch schnitt es. Ich dachte an die Jahre, in denen ich die immer gleichen Sätze gestempelt hatte:

Zur Kenntnis genommen.

Wird geprüft.

Nicht zuständig.

Ich dachte an das Summen im Gestein, das mit jeder „Kenntnisnahme“ stiller geworden war. Über mir, weit entfernt, drangen dumpf die Geräusche der Stadt durch das Gestein. Sprechchöre, Sirenen, eine entfernt explodierende Scheibe, Feedback aus Lautsprechern. Sie kamen gedämpft an, wie Lärm von einem fremden Planeten. Hier unten aber wartete etwas auf meine Antwort. Nicht, weil ich wichtig war, sondern weil jemand sprechen musste. Jemand, der zugehört hatte.

„Sie ...“, begann ich und wusste nicht, ob ich damit die Stadt meinte, die Menschen, die Stimmen, mich selbst, „... sie hören einander nicht mehr.“

Das Herz pulsierte. Eine helle Ader flackerte auf, als hätte ich eine Seite in einem alten Buch berührt.

„Sie glauben, wenn sie nur laut genug schreien, wird aus Lärm Wahrheit. Sie verwechseln Zusppruch mit Beweis. Sie sind müde zu denken. Müde, sich zu einigen. Müde, Kompromisse zu leben, die sich nicht feiern lassen.“

Die Worte kamen nicht aus meinem Kopf. Sie kamen aus all den Texten, die ich gelesen hatte, den kleinen Randnotizen, den Bedenken, den warnenden Stimmen, die nie Gehör gefunden hatten. Ich war nur das Ventil.

„Sie sind wütend, weil sie enttäuscht wurden. Immer wieder. Und statt zu verlangen, dass die Versprechen besser werden, verlangen sie, dass nur noch ihre eigenen gelten. Sie reden von Freiheit und meinen damit nur sich selbst. Sie reden von Ordnung und meinen damit nur die anderen.“

Ich spürte, wie meine Kehle brannte. Im Licht des Herzens sah ich meine Hände – sie wirkten durchscheinend, als hätte ich schon begonnen, ein Teil der Adern zu werden.

„Sie zweifeln an dir“, flüsterte ich. „Sie sagen, du bist schwach. Dass du nichts bringst. Dass du nur ein Spiel bist, das die Falschen gewinnen. Und je öfter sie das sagen, desto weniger merken sie, dass sie selbst es sind, die dich aushöhlen.“

Die *Vox Magna* zuckte, als hätte man eine besonders tiefe Wunde berührt. Dunkle Fasern flammten kurz auf, dann sanken sie wieder in ihr mattes Glimmen.

„Und du?“

Die Frage traf mich unvorbereitet. Ich, der Archivar, der Beobachter, derjenige, der nie Stellung beziehen musste, weil seine Aufgabe nur war, aufzuschreiben, was andere beschlossen hatten. Ich dachte an die Abende, an denen ich im Archiv geblieben war, während draußen die Stadt stritt. An die Male, in denen Freunde sagten: „Ach, ich gehe nicht mehr wählen. Das bringt doch nichts.“ Und ich nichts erwiderte, weil es bequemer war, den Kopf zu senken, als den Konflikt zu riskieren. An die Momente, in denen ich das Summen unter meinen Füßen gespürt und mich entschlossen hatte, einfach lauter Musik zuzuhören.

„Ich ... habe geschwiegen“, sagte ich schließlich. „Ich habe gedacht, meine Neutralität wäre edel. Dabei war sie bequem.“

Das Herz antwortete nicht. Stattdessen spürte ich, wie sich etwas in meinem Inneren löste – als würde eine Tür geöffnet, die ich nie bemerkt hatte. Erinnerungen strömten hindurch: Gespräche, bei denen ich hätte widersprechen können, aber nichts gesagt habe. Gelegenheiten, bei denen ich eine Hand hätte heben, eine Stimme hätte abgeben können, aber sie in der Tasche behalten habe. Es war nicht dramatisch. Es war banal. Genau das war das Schlimme.

„Was ... kann ich tun?“, fragte ich, und zum ersten Mal in meinem Leben kam meine eigene Stimme mir ehrlich vor.

Die *Vox Magna* pulsierte schwächer. Das Licht in den Adern flackerte unruhig, als sei selbst das Herz unsicher.

„Sprich.“

Das Wort war das gleiche wie zuvor, doch seine Bedeutung hatte sich verändert. Es war nicht mehr der Befehl eines Wesens, das Antworten verlangt, sondern die Bitte eines Organismus, der kurz davor steht, in Stille zu verfallen. Ich verstand plötzlich, wie absurd meine Frage gewesen war. Was kann ein Einzelner tun? Es war dieselbe Frage, die oben so oft gestellt wurde – als Ausrede, nichts zu tun. Vielleicht war das alles, was je von uns verlangt worden war: zu sprechen. Nicht zu brüllen. Nicht zu predigen. Zu sprechen. Ehrlich. Verletzlich. Mit dem Risiko, nicht auf Applaus zu stoßen.

Ich trat näher an das pulsierende Herz heran. Das Licht war jetzt so schwach, dass die Adern mehr Schatten als Glühen waren. Zwischen ihnen glaubte ich, Gesichter zu erkennen, aber jedes Mal, wenn ich genauer hinsehen wollte, verschwammen sie – als wollte mir das Herz sagen, dass es nicht um Individuen geht, sondern um Verbindungen.

Ich legte meine Hand auf die warme, vibrierende Oberfläche. In dem Moment schoss ein Strom durch meinen Körper – kein Schmerz, eher eine Überflutung. Ich hörte Stimmen, so viele Stimmen, dass ich glaubte, mein Schädel würde bersten. Klagen, Hoffnungen, Forderungen, Versprechen, Lügen, Reue – eine ganze Stadt, ein ganzes Volk, gebündelt zu einem einzigen Laut, der keinen Namen hatte. Ich fühlte, wie etwas aus mir herausströmte. Nicht Blut, nicht Leben im klassischen Sinn – eher etwas, das ich bis dahin für unsichtbar gehalten hatte: meine Fähigkeit, still zu bleiben.

Meine Worte, meine möglichen Sätze, meine unausgesprochenen Widersprüche – all das floss aus mir in das Herz hinein wie Tinte in Wasser. Ich dachte an all die Male, in denen ich geschwiegen hatte, obwohl ich hätte reden können. Und ich sprach sie jetzt – im Kopf, im Herzen, in einem Strom, der nicht mehr zwischen Gedanke und Sprache unterschied.

Ich weiß nicht, wie lange es dauerte. Es hätte Sekunden sein können oder Jahre. Als der Strom versiegte, war meine Kehle trocken. Ich versuchte, etwas zu sagen, aber es kam kein Laut. Meine Stimme war verschwunden – nicht gewaltsam, sondern abgegeben. Ich hatte sie hineingesprochen in das, was unter der Stadt lag.

Vor mir, im Herzen, begann das Licht wieder zu steigen. Nicht plötzlich, nicht triumphal. Keine Explosion, kein strahlendes Aufleuchten, wie es Geschichten lieben. Es war ein leises, vorsichtiges Aufflackern, als würde eine Glut unter Asche langsam wieder Luft bekommen. Einige der dunklen Adern hellten sich auf. Ein paar der verzerrten Stimmen klangen weniger scharf, weniger kantig. Zwischen all dem Lärm hörte ich einzelne Worte deutlicher:

„... ich dachte ...“

„... vielleicht ...“

„...hörst du ...?“

Über mir, sehr weit weg, veränderte sich der Klang der Stadt. Die Sprechchöre waren noch da. Der Streit war nicht verstummt. Aber irgendwo dazwischen erklang etwas anderes: vereinzelt Klatschen, ein zögerliches Lachen, ein Gespräch ohne Verstärker. Ob ich es mir einbildete, weiß ich nicht. Ich ließ meine Hand vom Herzen sinken. Meine Finger fühlten sich taub an, als hätte ich in heißes Wasser gegriffen. Als ich den Kopf hob, hatte ich das Gefühl, dass sich die Schatten an den Wänden verändert hatten. Sie waren nicht kürzer geworden – aber sie wirkten weniger dicht.

Der Rückweg durch den Gang war schwerer als der Weg hinab. Jeder Schritt fühlte sich an, als träte ich durch klebrige Luft. Die Welt hatte Gewicht bekommen. Die Metalltür war verschwunden. Stattdessen klaffte nur ein dunkler Riss in der Wand, der aussah wie eine verheilte Narbe.

Im Archiv angekommen, sank ich in meinen Stuhl. Die Akten vor mir waren dieselben wie zuvor. Die Sätze darin hatten sich nicht magisch verändert. Keine neue, glorreiche Ordnung war aus dem Boden geschossen. Nur ein Detail war anders: Wenn ich den Fuß auf den Boden setzte, spürte ich wieder ein Summen. Nicht laut, nicht stark. Aber da.

Ich wollte seufzen, einen Kommentar abgeben, irgendetwas sagen – aus Gewohnheit, aus Erleichterung, aus Verzweiflung. Doch kein Ton verließ meine Lippen. Meine Stimme war fort. Ich holte einen Stift hervor und schrieb an den Rand der Akte, die vor mir lag – die neueste, eine Beschwerde, die sonst irgendwo zwischen Eingangsstempel und Ablage verloren gegangen wäre: „Ich habe gehört.“ Es war ein lächerlicher Satz. Zu klein für das, was da unten lag. Zu unbedeutend für das, was oben geschah. Aber als ich den Punkt setzte, spürte ich, wie das Summen im Gestein kurz heller wurde.

Ich weiß nicht, ob das Opfer meiner Stimme eine Rettung war oder nur eine Geste. Ich weiß nicht, ob das Herz unter der Stadt sich erholen wird oder ob es nur noch ein letztes Aufbäumen war, bevor es endgültig verstummen würde.

Ich weiß nur eines: Die Geschichten, die ich ab jetzt archiviere, werden nicht mehr nur aus den Worten der anderen bestehen. In den Rändern, in den Fußnoten, in den stillen Zeilen dazwischen wird etwas von mir stehen, von meiner Entscheidung, nicht mehr neutral zu sein, in einer Welt, in der Gleichgültigkeit die liebste Verbündete der Finsternis ist.

Und manchmal – nachts, wenn die Stadt müde ist und das Meer leise atmet – glaube ich, aus der Tiefe ein Flüstern zu hören. Es ist zu schwach, um Worte zu erkennen. Zu stark, um es zu ignorieren.

Vielleicht ist es nur mein verlorener Laut, der dort unten weiterklingt.

Vielleicht sind es auch viele andere, die begonnen haben, nicht mehr zu schweigen.

Vielleicht ist es die Erinnerung daran, dass unter all unserem Lärm etwas lebt, das nur weiterbesteht, wenn wir bereit sind, es zu hören.

Jane-Louise Lindner

Ein Jahr der Kälte

Die Jahreszeiten kamen und gingen. Ein Rhythmus, der uns allen vertraut ist. Verlässlich wie die Gezeiten und unverändert seit Jahrhunderten. Hier, in unserer Zuflucht, unserer Heimat. Hier scheint noch immer die natürliche Ordnung zu gelten. Doch jenseits der Grenzen glich die Welt einem Sturm. In Trümmern liegend und wieder aufgebaut. In Trümmern und wieder aufgebaut. Blutverschmiert und gesäubert. Ein ewiges Schlachtfeld widerstreitiger Mächte und Ideologien, die unaufhörlich am Gefüge der Menschheit zerrten.

Konfrontieren wir uns genau damit, was in jener Welt geschieht, blicken wir in einen tiefen Abgrund. Einen Abgrund, der uns zeigt, dass auch unsere Stille einen Preis hat. Wir erkaufen uns diesen Frieden mit Schweigen. Wir verschließen die Fenster und übertönen den Lärm mit Musik, wenn die Schreie zu laut werden, und nennen es Selbstschutz. Aber im Grunde wissen wir: Wer wegsieht, macht sich genauso schuldig wie der, der den Abzug drückt.

Allein in einem Jahr schwappte eine Flut von menschengemachtem Leid über das Land. Über zweitausend Mal wurde das Leben selbst attackiert, der kostbare Funke oft mutwillig erstickt oder bedroht von einem Sturm, den wir längst überwunden glaubten. Zehntausende Körper und Seelen wurden geschändet, Hunderttausende durch kalte Gewalt gezeichnet. Die persönliche Freiheit vieler wurde erstickt, eingegrenzt von einer Ideologie, die Mauern in den Köpfen errichtete. Doch das grausamste Los traf die Kleinsten unter uns. Nicht einmal die Kinder fanden in dieser verhärteten Welt noch Zuflucht, ihre Unschuld wurde ihnen viel zu früh entrissen. Zehntausende wurden Opfer einer Hassliebe, die vorgibt, das Eigene zu schützen, und doch die Zukunft selbst vergiftet.

Sollte es nicht unser Geburtsrecht sein, die Wege jener Welt ohne Furcht zu beschreiten, sobald wir über die Schwelle unserer Zuflucht treten? Doch welcher finsterner Gedanke, wenn der Schrecken nicht erst dort draußen lauert, sondern bereits hier, mitten unter uns – im Verborgenen, hinter verschlossenen Türen.

Wir sprechen von zwei Welten: Der Äußeren, wo Kälte und Gefahr regieren wie alte Dämonen, und der Inneren, unserer eigens errichteten Zuflucht. Wenn doch draußen das Chaos tobt, so müsse doch dieser Ort, unsere Zuflucht, ein unantastbares Heiligtum sein. Doch war es das wirklich?

Es begann im Januar, als Kälte und Schweigen die Welt draußen im Griff hielten. Doch auch in den Räumen des Hauses Mustermann kehrte diese Stille ein. Andreas, der einst der Fels der Familie war, hatte seinen Platz in der Welt verloren. Seine Arbeit hatte er verloren und mit ihr

seinen Sinn. Die Kälte des Winters fand ihren Spiegel in seiner eigenen Leere, in einer Verzweiflung, die tief in ihm Wurzeln schlug.

Lange hatte Andreas die Ideale der Wärme, die Weltoffenheit seiner Frau Clara, das freie Streben seiner Kinder Lia und Noah, gehütet. Er war stolz auf diese Verbindung gewesen. Doch nun brachte der Fall in die Arbeitslosigkeit die Angst. Und die Angst ist ein schleichendes Gift. Er begann, die Werte, die er einst hochhielt, zu hinterfragen, und seine Seele, einst so voller Wärme, drohte zu gefrieren.

Er saß oft am schweren Eichentisch, dieser letzten Bastion seiner Kontrolle. Die alte Normalität, die Freiheit des Einzelnen, erschien ihm plötzlich fremd und unverständlich. Er sah darin nur noch eine Schwäche. In seinen Augen schien die einzige Rettung jetzt in einer neuen Ordnung zu liegen. Der Ordnung einer alten Ideologie.

Im Februar schien sich das Schicksal zunächst zu wenden, als Andreas zum Meister einer Werkstatt wurde. Er atmete auf, doch der Ort, an den er trat, war keine Stätte des freien Schaffens. Es war eine geschlossene Zelle der Gleichschaltung. Die Männer dort kannten keine Wärme; sie speisten seinen Hass. Es waren kleine Risse im Gefüge seiner Seele, anfangs kaum wahrnehmbar, doch sie weiteten sich mit jedem Tag. Wenn die Sonne unterging, trug er die fremden Gedanken mit an den Tisch. „Bei meinem Kollegen daheim herrschen andere Gesetze“, murmelte er beim Abendessen, den Blick starr auf das Holz gerichtet. „Dort weiß jeder, wo sein Platz ist. Dort regiert die klare Hierarchie.“

Clara verschloss ihre Ohren vor dem drohenden Grollen. In ihrer Hoffnung sah sie in ihm noch immer nur den unsicheren Mann, der seinen Halt suchte, nicht den Architekten einer neuen Härte.

Im März begann Andreas, die Zuflucht des Hauses immer öfter zu verlassen. Er suchte die rauchigen Hinterzimmer der Kneipen auf, Orte, in denen die Luft schwer war von ungesagten Vorwürfen. Dort, im Kreis seiner neuen Gefährten, fand seine formlose Wut endlich ein Gefäß. Es waren Männer, die ihm einflüsterten, dass seine Unsicherheit kein persönliches Schicksal sei, sondern die Schuld einer weich gewordenen Welt. Was zuvor nur ein dumpfes Gefühl war, bekam nun ein ideologisches Gerüst, hart und unbiegsam wie Stahl. Es war ein Programm der Kälte, das ihm Macht versprach, wo er Ohnmacht fühlte. Er trank ihre Worte wie einen bitteren Wein, der ihn glauben ließ, er sei ein Krieger, bereit für die Exekution einer neuen Ordnung. Wenn er nachts heimkehrte, brachte er diesen fremden Geist mit über die Schwelle, eine politische Härte, die keinen Platz mehr für Zweifel ließ.

Als der April kam, wurde die Veränderung endgültig sichtbar, wie ein Riss, der das tragende Mauerwerk durchtrennt. Der Eichentisch war nicht mehr der Ort des Austauschs, er wurde zum Gericht. Andreas duldete keine Widerworte mehr, was er sprach, waren keine Vorschläge, es waren Urteile. Mit einer schneidenden Kälte erklärte er die Diskussion für beendet und forderte eine neue Ordnung der Notwendigkeit.

Er brandmarkte das Fundament, auf dem ihre Familie ruhte, das gegenseitige Vertrauen und das Recht, gehört zu werden, als naive Sentimentalität. Für ihn waren der freie Wille der Kinder, ihr Eigensinn und ihre Träume, plötzlich kein Zeichen von Entfaltung mehr, sondern ein Symptom von Ungehorsam, das es auszumerzen galt. Er verachtete ihre Sanftheit als Schwäche, die durch Härte korrigiert werden müsse. Während er so die ungeschriebenen Gesetze des Hauses brach, sah Clara machtlos zu, wie ihre Stimme an Gewicht verlor. Das unbeschwerte Leuchten in den Augen von Noah und Lia schwand dahin, erstickt von einer bleiernen Stille. Das einstige Miteinander war zerbrochen; an seine Stelle trat die Herrschaft der Angst.

Der Mai brachte keine Blüte, sondern den offenen Kampf. Die Kritik war kein versteckter Nadelstich mehr; sie war ein frontaler Angriff auf die Seelen seiner Liebsten. Andreas wandte sich nun direkt gegen Lia und Clara, die Hüterinnen der Sanftheit. Er verhöhnte Claras Werte, jenes tiefe Bündnis aus Freiheit und Verständnis, als naiv und gefährlich für das Überleben.

Er beschuldigte sie, die Gedanken der Kinder mit dem Gift falscher Flausen zu verseuchen, statt sie für die Härte der Welt zu stählen. Auch Lias Träume von einer eigenen Bestimmung, ihr Wunsch nach einer Karriere und einem selbstbestimmten Leben, wurden von ihm rücksichtslos beiseite gewischt. Er sah darin nur ein unnötiges Risiko für die Gemeinschaft, der sich alles unterzuordnen hatte. Sein Ton war aggressiv, getränkt mit einer Bitterkeit, die keinen Raum mehr für Diskussionen ließ. In diesem Monat wurde die Liebe offiziell zur Zielscheibe erklärt.

Im Juni wichen die Worte den Taten. Es war der Monat der ersten Verbote, die wie eiserne Riegel vor die Zukunft der Kinder geschoben wurden. Andreas duldete den freien Geist nicht mehr an seinem Tisch. Er forderte, dass Lia das Fach Ethik, jenen Raum der freien Debatte und der Suche nach Weisheit, verlassen müsse. In seiner neuen Welt war kein Platz für Fragen, nur für Gehorsam.

Er bestimmte ihr Schicksal: Sie sollte künftig eine Hüterin des Hauses sein, dienend, um neues Leben zu schenken, anstatt ihrem eigenen Pfad der Selbstverwirklichung zu folgen. Dann traf sein Bannstrahl Noah. Das Theaterprojekt der Schule, jenes Spiel der Fantasie und der Freude, wurde ihm untersagt. „Wahre Männer“, so verkündete Andreas mit der Kälte eines Richters, „tragen keine Masken und spielen keine Rollen. Sie sind aus Härte gemacht.“ Der freie Ausdruck

diente nicht der neuen Ordnung, er galt als Gefahr. Und so fraß sich die Angst wie Rost tief in das Getriebe ihres Lebens, und die Liebe im Haus begann zu ersticken.

Im Juli brach der Damm. Die angestaute Hitze des Sommers entlud sich in einem gewaltigen Gewitter aus Wut und Geschrei. Andreas trat an den Eichentisch und legte ein Dokument des Hasses darauf nieder: das handgeschriebene System der Vätergesetze. Es war mehr als nur Papier; es war die niedergeschriebene Angst seiner Seele, die nun Gestalt angenommen hatte.

Er verkündete sein Urteil über Lia: Das Praktikum, ihr Tor zur Welt, wurde verboten. In seiner verfinsterten Sicht hatte die Frau eine einzige, heilige Pflicht: das Haus als Zelle der Ordnung zu schützen und der Familie zu dienen. Ihre eigenen Wünsche wurden als Verrat gebrandmarkt. Dann traf der Hammer Noah: Jegliche persönliche Entfaltung wurde mit sofortiger Wirkung untersagt. „Ein Junge ist ein Junge“, herrschte Andreas, und in diesem Satz lag das Ende aller Farben, das Verbot jeglicher Sanftheit. Unter der Wucht dieser Worte brach Noah zusammen, als hätte man ihm das Rückgrat gebrochen. Lia weinte, Tränen der reinen Ohnmacht. Clara, die Hüterin, zog ihre Kinder an sich und floh mit ihnen ins Wohnzimmer. Sie versuchte, sie zu trösten, sie in den letzten Resten der Liebe zu bergen, die in diesem Hause noch zu finden waren, während draußen am Tisch der Tyrann triumphierte.

Im August, als die Stille im Haus unerträglich wurde, erhob sich Clara. Sie war nicht mehr nur die Dulderin, sondern die letzte Hüterin des Fundaments. Es war ein Moment von gewaltiger Wucht, als sie sich ihm endlich in den Weg stellte, fest entschlossen wie ein Fels in der Brandung.

„Andreas“, sprach sie, und ihre Stimme trug die Kraft der ungeschminkten Wahrheit. „Deine neuen Regeln verstoßen gegen das heiligste aller Bündnisse. Wir sind eine Familie, keine Kaserne! Du kannst nicht über lebende Seelen verfügen, als wären sie dein Eigentum oder bloße Rekruten in deinem Krieg.“ Sie blickte ihm tief in die Augen, in der verzweifelten Hoffnung, den Mann zu finden, den sie einst geliebt hatte. „Die Würde eines jeden Menschen ist unantastbar. Deine kalte Ideologie wird in diesem Haus niemals Wurzeln schlagen, solange ich atme.“

Doch Andreas verschloss sein Herz vollends. Er hörte nicht den Ruf der Liebe. Für ihn war ihr Widerstand kein Zeichen von moralischer Stärke, sondern lediglich ein Fehler im System, eine lästige Störung seiner perfekten Ordnung.

Im September versammelte Clara ihre Kinder im Schutz der Nacht um sich. Sie sprach leise, doch ihre Worte wogen schwer wie alte Steine. „Die Gesetze eures Vaters“, begann sie, „sind Ketten. Sie richten sich gegen euer innerstes Wesen, gegen die heiligen Rechte eurer Seele, gegen eure Freiheit und eure Einzigartigkeit. Wir müssen uns nun der Wahrheit stellen.“

Dann öffnete sie ein altes Geschichtsbuch. „Blickt zurück in die Zeit der Weimarer Republik“, raunte sie, als erzählte sie eine düstere Legende. „Unser Land war einst licht und demokratisch. Doch dann kamen die Krise und die Furcht, und sie öffneten der Finsternis die Tore. 1933 nutzte ein Verführer die Verzweiflung der Herzen. Er gab den Menschen ein Feindbild, so wie euer Vater es heute tut.“

Clara machte eine Pause, und der Wind draußen schien den Atem anzuhalten. „Er kam durch die offenen Türen der Freiheit an die Macht und schlug sie sofort hinter sich zu. Er zerschlug die Gewaltenteilung und versprach, was alle Tyrannen versprechen: Härte und Ordnung.“ Sie blickte Noah und Lia tief in die Augen. „Und was war der Preis? Unser Land versank in Trümmern. Die Würde wurde zertreten, und es endete in Krieg und dem Tod von Millionen. Die Demokratie war der Fallschirm gewesen, der uns hätte retten können. Wer diesen Schutz heute wegwirft, wer die Grundgesetze leugnet, der vergisst die blutigste Lektion, die dieses Land je lernen musste.“

Im Oktober kehrte die Stille zurück, doch es war eine hohle, kalte Stille. Clara betrat den Flur und fand ihn leer vor; nur der bittere Geruch von kaltem Kaffee hing in der Luft wie eine Erinnerung an vergangene Wärme. Draußen sah sie die Blätter fallen, welk und kraftlos. Sie fielen ohne Widerstand zu Boden, und Clara dachte mit schwerem Herzen: Wir fallen auch. Jeden Tag stürzen wir ein Stück tiefer in den Abgrund.

Es war ein täglicher Stellungskrieg in den eigenen vier Wänden. Verzweifelt versuchte sie, die Mauern des Hauses, das heilige Grundgesetz ihres Zusammenlebens, zusammenzuhalten, während Andreas die Rechtmäßigkeit ihrer gemeinsamen Welt längst für nichtig erklärt hatte. Claras Blick fiel auf ein altes Familienfoto, ein Relikt aus helleren Tagen, auf dem alle noch lächelten.

Dann wanderten ihre Gedanken zu dem Safe im Verborgenen. Dort lagen die Scheidungspapiere. Es waren nicht bloß Dokumente aus Papier und Tinte. Sie waren ihr Artikel 20, ihr verbrieftes Recht auf Widerstand. Sie waren die letzte Erklärung, dass sie seine autoritäre Ordnung niemals als ihre Wahrheit akzeptieren würde.

Sie stieg die Treppe empor und sah ihre Kinder, doch sie erkannte sie kaum wieder. Lia lernte, verbissen und stumm; das Lachen war gänzlich aus ihrem Gesicht gewichen. Und Noah... er war zu einem Schatten seiner selbst geworden. Er trug nur noch dunkle, unauffällige Kleidung, um im System der Härte nicht aufzufallen. Sein Lavendel-Hoodie, jenes leuchtende Banner seiner abweichenden Meinung, hing verbannt im hintersten Winkel des Schrankes. Seine junge Seele hatte sich verbogen, nur um unter der Herrschaft der Angst zu überleben.

„Ich habe versagt“, flüsterte Clara in die Dämmerung hinein. „Die Lektion über die Würde stirbt hier, in unserem eigenen Heim, erstickt von der Gleichschaltung.“

Der November kam, und mit ihm legte sich ein grauer Nebel über das Land, der alles verschluckte. Es war eine Kälte, die nicht nur die Haut, sondern das Mark berührte. Clara saß vor dem Kamin, doch das Feuer wärmte sie nicht mehr. Sie hielt ihre Tasse Tee fest wie einen letzten Anker der Normalität, während sie sich eingestehen musste: Der Versuch war gescheitert.

Sie hatte gekämpft wie eine Löwin um ihr Revier, doch Andreas war unerreichbar geworden. Er sah sich nicht als Täter, sondern als Märtyrer, als Opfer eines Systems, das er angeblich nicht verstand. In seinem vernebelten Blick waren sie alle zu Verschwörern geworden, zu Feinden im eigenen Haus. Er begriff nicht, dass er selbst es war, der die Gesetze der Angst auf den Thron gehoben und sie über alles andere gestellt hatte. Die Demokratie des Herzens, die verfassungsmäßige Ordnung ihres Zuhauses, er hatte sie zerstört.

Am Ende ihrer Gedanken brachen die Tränen aus ihr heraus. Sie weinte um das, was war, und um das, was nie wieder sein würde. Die Kinder hatten sich längst zurückgezogen; sie warteten im Schatten, stumm und regungslos. Die Gewaltenteilung war gelähmt, das Gleichgewicht der Kräfte zerbrochen. Sie atmeten nur noch, um die Zeit bis zum Ende zu überstehen.

In diesem Moment wandelte sich Clara. Die Ehe war gescheitert, das Bündnis erlosch. Sie war nicht mehr die Ehefrau. Sie war nun die Fluchthelferin. Es lag an ihr, die letzte freie Entscheidung zu treffen, das letzte Veto gegen die Unterdrückung einzulegen. „Der einzige Weg, das Licht in meinen Kindern zu retten, ist die Trennung“, dachte sie mit einer finalen Klarheit. „Wir müssen gehen.“

Im Dezember bereitete Clara den Auszug vor. Es war keine hastige Flucht, sondern die wohlüberlegte Planung einer Rettungsmission. Sie wusste, dies war die finale Konsequenz, der unvermeidliche Schritt, wenn die Ordnung zusammenbricht.

Die Weihnachtsnacht kam, doch sie brachte keinen Frieden. Andreas saß allein an seinem Eichentisch, seiner letzten verbliebenen Bastion. Als Clara ihren Koffer in den Flur stellte, hallte das Geräusch durch das Haus wie ein Donnerschlag. Andreas hob den Kopf. Sein Blick war eine Mischung aus Unglauben und kalter Wut.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte er, die Stimme heiser. „Willst du jetzt desertieren? Jetzt, wo die Welt draußen nur darauf wartet, uns zu zerfleischen?“

Clara trat vor ihn, aufrecht und ungebrochen. „Wir desertieren nicht, Andreas. Wir befreien uns.“

„Ich habe euch geschützt!“, schrie er plötzlich und schlug mit der Faust auf das Holz. „Alles, was ich tat, die Härte, die Regeln, es war für das Überleben dieses Hauses! Und das ist der Dank? Verrat?“

„Du nennst es Schutz, aber du hast uns die Luft zum Atmen genommen“, entgegnete Clara ruhig. „Sieh dich um. Es ist niemand mehr da, der lacht. Du regierst über ein Reich aus Schweigen.“

„Weil ihr schwach seid!“, zischte er, unfähig, den Spiegel zu ertragen, den sie ihm vorhielt. „Ihr versteht die Notwendigkeit der Ordnung nicht. Ohne mich seid ihr verloren.“

Clara schüttelte langsam den Kopf. Sie sah, dass er unerreichbar war, gefangen in seiner eigenen Propaganda. „Das Bündnis ist gelöst, Andreas. Ich habe die Scheidung eingereicht.“ Sie legte die Papiere auf den Tisch. „Das hier ist mehr als ein Dokument. Es ist das Urteil der Freiheit über deine Herrschaft der Angst. Wir stimmen heute über dein gescheitertes System ab, und wir wählen die Grundrechte.“

Andreas starrte auf das Papier, als wäre es eine Kriegserklärung. „Du kannst nicht einfach gehen. Das Gesetz bin ich.“

„Nicht mehr“, sagte Clara. „Dieses Reich, das du errichten wolltest, ist gefallen.“

Dann geschah es. Noah trat hervor. Er trug seinen Lavendel-Hoodie, nicht mehr versteckt, sondern offen, wie eine Rüstung aus Licht. Andreas wollte aufbegehren, wollte ihm das Symbol der Andersartigkeit verbieten, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken. Noah würdigte seinen Vater keines Blickes mehr. Er schritt an ihm vorbei, hinaus in die gesicherte Freiheit der Republik, fort von dem Ort, der ihn brechen wollte.

Doch Lia blieb stehen. Sie stand fest verwurzelt im Boden, eine Wächterin in der Dunkelheit. Andreas' Miene hellte sich kurz auf, ein Triumphzug in den Augen. „Wenigstens eine hat begriffen, wo ihr Platz ist“, höhnte er.

„Täusch dich nicht, Papa“, sagte Lia, und ihre Stimme war kälter als der Winter draußen. „Ich bleibe nicht aus Gehorsam.“

Das Lächeln auf Andreas' Gesicht gefror.

„Ich bleibe, um sicherzustellen, dass das hier nie wieder passiert“, fuhr sie fort. „Ich werde Ärztin, und ich werde eine freie Bürgerin sein, hier, mitten in deinem Sturm. Ich werde kämpfen. Jeden Tag werde ich dich durch meine bloße Existenz daran erinnern, warum die Teilung der Macht der einzige Weg zum Licht ist. Ich bin nicht dein Untertan. Ich bin dein Mahnmal.“

Als die Glocken das neue Jahr einläuteten, saßen Clara und Noah in einer fremden, doch lichten Zuflucht. Sie hatten die festen Mauern ihres alten Hauses verloren, jene einstige Festung, die zum Gefängnis geworden war. Doch in dieser Nacht spürten sie etwas Kostbareres als Stein und Mörtel: Sie hatten ihre Freiheit wiedergefunden.

Sie blickten hinaus in den Himmel, der von Lichtern erhellt wurde, und wussten, dass auch Lia in der Ferne denselben Himmel sah. „Es ist vorbei“, flüsterte Clara. „Und doch fängt es erst an.“

Denn dies ist die wahre Natur der Republik, jenes unsichtbaren Bundes, der uns alle trägt: Sie gleicht einem Phönix. Mag sie auch brennen, mag sie auch von Schatten bedrängt und in den Staub getreten werden, sie ist immer bereit, sich aus der Asche zu erheben, strahlender und stärker als zuvor. Und so feierten sie nicht nur den Beginn eines neuen Jahres, sondern die Wiedergeburt des Lichts in ihren eigenen Herzen.

Tania-Kareen Richter

Hinweis zur Texterstellung: Die inhaltliche Konzeption, die Handlung, die metaphorischen Grundideen sowie die Rohentwürfe stammen vollständig von der Autorin. Für das Lektorat, die stilistische Feinabstimmung und die sprachliche Glättung der Entwürfe wurde das KI-Sprachmodell Gemini als interaktiver Schreibassistent genutzt.

Synthese – Eine Kurzgeschichte für mehr Toleranz und Verständnis

„Ein jeder Mensch ist der Protagonist seines eigenen Lebens.“ Eine Vorstellung, die selbst bei bloß oberflächlicher Betrachtung ein leichtes Gefühl von Unbehagen und Unwissenheit auslösen konnte. Ein Grundgedanke, der eigentlich so naheliegend, so selbstverständlich erschien, aber der Joseph Knecht zum ersten Mal in seinem Leben genau in diesem Moment durch den Kopf schwebte. Was der Auslöser für diesen plötzlichen Geistesblitz war, kann wohl nicht vollends geklärt werden. Gut möglich, dass sein aufgeregter Geisteszustand für die Hingabe zu solch einem Gedankengang nicht unentscheidend gewesen ist. Schließlich war es schon ein paar Jahre her, dass Joseph das letzte Mal den Entschluss gefasst hatte, eine Frau kennenzulernen, und jetzt stand er vor der ihm utopisch erscheinenden Herausforderung, gleich sogar mehreren, ihm noch komplett unbekannten Individuen gegenüberzutreten, ihnen Einblicke in sein Seelenleben zu gewähren und gleichzeitig eine Nuance, einen Bruchteil ihres Seelenlebens erahnen zu wollen. Gerade er, der die letzten Jahre so tief in seine wissenschaftlichen, philosophischen Arbeiten versunken war, der bis dato beinahe ein eremitenhaftes Leben geführt hatte, gerade er hatte sich eines Abends, quasi in einer Nacht-und-Nebelaktion, bei einer in der Nähe stattfindenden Speeddating-Veranstaltung angemeldet. Je näher der Tag dieser Veranstaltung allerdings rückte, desto geringer wurde die anfängliche naive Vorfreude und wurde schlussendlich gänzlich durch eine eher beklemmend wirkende Ehrfurcht ersetzt. Es schien an ein Wunder zu grenzen, dass gerade er in diesem Moment in der Buslinie platznahm, die ihn auf direktem Wege zum Ort der Veranstaltung bringen würde, und es war genau dieser Moment, als er die verschiedenen Personen sowohl Ein- als auch Aussteigen sah, dass ihm bewusst wurde, dass eine jede dieser unterschiedlichen Personen die Hauptfigur in ihrem eigenen Leben zu sein schien.

Ganz automatisch, in Abwesenheit seines Bewusstseins, wie durch eine übergeordnete Kraft geleitet, stieg er an der Bushaltestelle des alten Rathausplatzes aus, durchquerte zwei abgelegene Seitengassen mit zügigen, zielgerichteten Schritten und stand plötzlich vor einer kleinen, heruntergekommenen, aber nicht uneinladend wirkenden Bar. Ein kleines, zunächst unscheinbar erscheinendes Neonschild, auf dem die Worte „Für Freunde Geöffnet“ in unregelmäßigen Abständen aufleuchteten, zog sofort Josephs Aufmerksamkeit auf sich und versetzte ihn wieder zurück in die Realität. Er war eine halbe Stunde zu früh an dem Veranstaltungsort angekommen, versicherte sich noch einmal, dass er die richtige Adresse herausgesucht hatte, und wollte beinahe wieder umkehren, als eine helle und freundliche Stimme ihn erreichte. „Entschuldigen Sie der Herr, ist es vielleicht möglich, dass Sie sich für das Speeddating angemeldet haben, wenn ja

sind sie hier genau richtig, auch wenn es von außen auf den ersten Blick nicht wie ein geeigneter Veranstaltungsort aussieht, glauben Sie mir, von innen ist es ganz niedlich eingerichtet.“ Es war eine warme Freundlichkeit in dieser Stimmfarbe wahrzunehmen, die Joseph dazu brachte kurz innezuhalten und auf die Einladung dieser Person einzugehen, die er erst jetzt wahrgenommen hatte, nachdem er zwei Schritte auf die Stimme zuing. Links neben der eher altertümlichen Eingangstür, welche mit verspielten Verzierungen aus Buchenholz geschmückt war und den Eindruck machte, dass nur ein Meister der Handwerkskunst im Stande wäre, eine solche Tür unter stundenlanger ehrlicher Handarbeit und dem Vergießen von Blut, Schweiß und Tränen anzufertigen, stand ein eher unscheinbar wirkender junger Mann mit Nickelbrille. Es war der wohlige, warme Klang seiner Stimme, die diesen eigentlich durchschnittlichen und schnell zu übersehenden jungen Mann auf Anhieb sympathisch und irgendwie liebevoll wirken ließ. Joseph und er wechselten ein paar nette Worte und es stellte sich heraus, dass dieser Mann der Veranstalter des Speeddatings war. Er erklärte Joseph den genauen Ablauf des Abends, überreichte ihm ein kleines Namensschild, auf dem Joseph auch seine Kennenlernnummer, die 17, fand, und begleitete ihn schließlich in die Bar hinein, wo sie sich an einem runden Stehtisch relativ mittig im Lokal niederließen. Es war wahrscheinlich die ruhige, unbekümmerte, schwebende Ausstrahlung dieses Mannes oder vielmehr seiner Stimme, die dafür sorgte, dass Joseph jegliche Ehrfurcht vor der ihm so fremden und ungewohnten Situation verlor, sodass er sich nun wahrhaftig, aus tiefstem Herzen auf das kommende Kennenlernen verschiedener ihm noch gänzlich unbekannter Menschen freute. Er bestellte sich ein kleines, frisch gezapftes Bier, nahm immer wieder eine Handvoll gebrannter Erdnüsse aus einer kleinen Holzschale, die auf dem Stehtisch stand, und gab sich seinen Gedanken hin. Er wusste nicht mehr genau, wie lange er sich in diesem Zustand befand, als plötzlich die erste Dame, die er an dem heutigen Tage kennenlernen durfte, ihn aus seinem traumähnlichen Zustand herausholte.

Welch gravierenden Eindruck die Frauen an diesem Tag auf Joseph gemacht hatten, ließ sich erst Jahre später durch Einträge in seinem Tagebuch vollends erschließen:

„Eines ist mir heute wieder klar geworden, eine Erkenntnis, die mich wohl für den restlichen Teil meines Lebens begleiten wird und für welche ich unendlich dankbar bin. Die Frauen, die ich heute kennengelernt habe, hätten unterschiedlicher nicht sein können und doch waren sie in ihrer Eigenart so authentisch, so überzeugend, so nahbar, dass der heutige Tag mir nun endlich die Augen geöffnet zu haben scheint. Die erste Dame, nennen wir sie an dieser Stelle Lisa, hat wirklich einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Sie erzählte mir, nach anfänglicher distanzierter Zurückhaltung, dass sie bei einem namhaften Versicherungsdienstleister im mittleren Management tätig sei. Auf meine Nachfrage, ob der Job ihr Spaß mache, antwortete sie mit

einem mir aufrichtig und keinesfalls aufgesetzt wirkenden Lächeln, dass der Beruf ihre Miete, ihr Essen und ihre Abendkleider bezahle. (Sie hatte tatsächlich ein wunderschönes schwarzes Abendkleid an, soweit es mir als Modebanausen überhaupt möglich ist, dies zu beurteilen). Sie hatte ein traditionelles Familienbild, einen streng geplanten Tagesablauf und war außerordentlich religiös. Was mir besonders imponierte war die Schnelligkeit, mit der sie sich für die Vorspeise entscheiden konnte. Während ich noch nicht einmal die Karte gelesen hatte, wusste Sie bereits, was sie bestellen wollte. Auf meinen überraschten Blick antwortend sagte sie mir, dass sie hier immer die Hühnersuppe bestelle, diese sei ausgezeichnet (und damit hatte sie verdammt nochmal recht). Während unseres gemeinsamen Gespräches wurde mir ganz eindeutig bewusst, dass mir hier jemand gegenüber saß, der ein überaus ausgeprägtes Bedürfnis nach Sicherheit empfand. Jemand, der strenge Hierarchien und eine vorgegebene Ordnung befürwortete. Jemand, der klar definierte Regeln und Vorgaben nicht als Einschnitt in seine individuelle Freiheit ansah, sondern diese zwangsläufig für die eigene Orientierung und Stabilität brauchte. Jemand, für den Tradition wichtiger war als Wandel oder Wachstum. Und genau in diesem Augenblick erkannte ich die metaphorische Schönheit einer solchen Lebenseinstellung. Vielleicht war ich durch die mysteriöse, aber gleichzeitig nüchterne, offene Art von Lisa oder ihrem wunderschönen schwarzen Abendkleid beeinflusst, vielleicht lag es aber auch daran, dass ich zum ersten Mal seit langer Zeit mal wieder jemandem mit aufrichtigem Interesse, ehrlich und aktiv zugehört hatte. Ich kann nicht genau beschreiben, was es gewesen ist, aber ich hatte das Gefühl, diese Person zu verstehen. An dieser Stelle muss ich eine weitere Dame erwähnen, die mich sehr stark beeindruckt hat. Nennen wir sie Hannah, eine aufgeweckte, sportliche junge Dame, welche eine jugendliche Leichtigkeit ausstrahlte, die einen kompletten Gegensatz zu der eher anmutigen Lisa darstellte. Sie erzählte mir, ohne dass ich großartig danach fragen musste, dass sie eine freiberufliche Schriftstellerin sei, die immer wieder Artikel für verschiedene Zeitungen, hauptsächlich über Politik und Wirtschaft verfasse. Ihr großer Traum sei es, ein Mal in ihrem Leben einen selbstgeschriebenen Roman in einer Buchhandlung zu kaufen, ganz gleich wie erfolgreich dieser auch sein würde. Sie erzählte so lebhaft, so detailgetreu von ihren vielen Reisen durch die verschiedensten Kontinente, davon, dass sie keinen festen Wohnsitz habe, sondern mal hier mal dort unterkäme (wie es halt gerade passe), und von ihren zahlreichen Freunden, die sie auf ihren Reisen kennengelernt hatte, mit einem Enthusiasmus, dass es mir beinahe so vorkam, als habe ich selbst all diese Kontinente bereist, als habe ich selbst die Bekanntschaft mit all diesen interessanten Menschen gemacht. Besonders fand ich auch den Moment, als der Kellner uns fragte, welche Nachspeise wir denn gerne bestellen würden. Sie fragte mich interessiert, was ich denn gerne essen würde, überlegte kurz, schloss einen Monolog an, welche der zahlreichen Spezialitäten wohl schmecken könnte oder eher nicht, und wir einigten uns darauf,

dass ich das Schokoladen-Parfait und sie das Zitronensorbet nehmen würden, wir aber gegenseitig voneinander probieren ließen. Das Faszinierende war, dass Hannah ganz im Gegensatz zu Lisa ein Mensch zu sein schien, der nach Freiheit strebte. Jemand mit einem tief verwurzelten Wunsch nach Unabhängigkeit, ja, fast einem Drang nach Selbstverwirklichung. Ich musste augenblicklich an Begriffe wie Existenzialismus denken. Die berühmten Worte von Sartre („Der Mensch ist dazu verurteilt frei zu sein“) schossen mir durch den Kopf. Die Lebenseinstellung von Hannah stand im kompletten Gegensatz dazu und es besteht eine Analogie mit dem Kernthema der Brüder Karamasow von Dostojewski, nämlich dass der Mensch nicht dazu in der Lage sei, frei zu sein. (Ich erinnere mich immer wieder gerne daran zurück, wie ich damals die Geschichte des Großinquisitors zum ersten Mal las und wie viel Freude ich an der Interpretation hatte.)

Der ausschlaggebende Punkt für meinen gesamten Tagebucheintrag ist nicht nur festzuhalten, dass ich heute gleich zwei wundervolle Frauen kennengelernt habe, sondern welche Lektion sich für mein Leben aus deren Bekanntschaft ergibt. (An dieser Stelle wird mir bewusst, welch fantastisches Wort das Wort „kennenzulernen“ doch ist, irgendwie paradox, die beiden Wörter „kennen“ und „lernen“ zusammenzufügen; wie leichtfertig es doch in unserem alltäglichen Wortgebrauch verwendet wird, ohne dass dessen Schönheit den meisten Menschen je bewusst wird). Ich habe heute zwei Menschen mit gegensätzlichen Lebenseinstellungen, Werten und Normen, Bedürfnissen und Wünschen „kennengelernt“ und ich fand beide wirklich toll, ja, ich glaube, dass ich heute sogar beide Hauptfiguren ihres ganz eigenen Lebens verstanden habe.

Simon Budde

Three Cupboards

There are homes where love speaks, and homes where silence obeys. A house can have everything—comfort, wealth, children—and still be a place where no one is free, where voices are silenced and punishments ordered.

The alarm clock rang and vibrated as if it were a giant bell ringing and alerting everything around it. She jolted awake, in a state of delirium as if recollecting her being. Looking about her, she found pitch darkness with a small beam of light shining through the curtained window as her eyes began to adjust to the darkness in which she lay. Her disheveled hair rested on her cheeks, hiding the wrinkles that sheltered behind them. Slowly, she moved from her lying position to a sitting one. Rubbing her eyes, which produced kaleidoscopic visuals, she swayed slightly before closing them tightly and opening them again. She picked up the clock beside her. It was the break of dawn. Bundling her hair into a bun, she got up and went to the bathroom with her feet dragging on the white marble floor. The darkness clouded whatever the room had to offer.

Opening the bathroom door and turning on the lights, she saw herself, as she had every day, for the last twenty-eight years.

The same routine: waking up at dawn, going to the bathroom, looking at herself before washing her face and freshening up, going to the kitchen and preparing breakfast for her husband and her kids, waking them both, getting their clothes ready, presenting the breakfast on the table, shouting, frustration rising, looking at the clock, rushing them all, her husband agitated, her children groggy until the rays of the sun start shining about the area, illuminating the neighborhood with the roosters crowing and birds chirping and finally everyone getting ready and leaving for their day.

Today, a feeling arose inside her that it was different. A strange premonition — inexplicable yet rational; capable of raising one's eyebrows while somehow soothing. What was its origin? She lingered upon this condition as the water streamed continuously from the metallic basin situated within a white marble sink. Her hands held the rim of the basin while her eyes locked onto the mirror. Her blue eyes looked at her as if another being were looking at her, eyes brimming with questions, judgments, and regrets, while a distant roar began to erupt—a brief roar, but a roar nonetheless. Its dismissal was impossible, for its presence had always been known, and her recollection began to confirm. What was it? Was it the roar of frustration? Of rage? Of disgust? She wanted to decipher it, yet the possibility seemed slim. Another roar came about. Unaffected, with her gaze fixed on the mirror, she closed her eyes.

She found herself in a bewildering forest. She knew not of its location, nor had any recollection come about. She looked around: tall trees shed their leaves, and she watched as orange-hued leaves fell with a whimpering cry until they hit the ground as silently as they had begun to fall; the ground, as she looked, was an amalgamation of fertile soil and autumn leaves of various kinds, ranging from fresh to dried and crisp, with small bursts of wind flowing around her. Although a breeze seldom brings sensations of cold, she felt it. She was wearing a yellow saree with a black blouse. She started to walk, not knowing where and looking around. The beauty of it fascinated her and birthed a desire within her to visit such a place once in her life, yet she commented on its barrenness and solitary nature. It had a familiar yet unfamiliar feeling.

She walked until she saw a perfectly curated circle, rich with dead leaves and populated with cupboards around its circumference, fenced by trees. Curious, she went ahead and inspected each of them. Each was different. Their designs seemed from the past, some looked undefined, and some from the present. They were neatly grouped, with the left of the circle being from the past, the middle the present, and the right was the unknown. She went to the ones from the past. It reminded her of something she had seen.

The cupboard stood tall against the wall, made of dark, heavy wood that had long since lost its original polish. Its rectangular doors were thick and slightly uneven, with brass handles dulled by years of use. Faint scratches and water rings marked the surface, memories of decades of hurried mornings and restless hands.

It clicked: it was from when she was a young adult. A wave of nostalgic melancholy engulfed her; her heart sank at the sight of it; her eyes lowered and her lips quivered. Suddenly, an urge subsided with every other feeling: to explore. Why was it here? How had that—a remnant of her past—been transported here? Lifting her hands that were crossed, she opened the cupboard.

She froze.

Her hands shivered. Her mouth gaped. Her eyes widened. Slowly releasing her hands from the doors of the cupboard, she reached for the thing that was inside: it was her wedding photo. A weak smile formed at the corner of her mouth, yet her eyes did not reflect the glee of that smile; rather, they presented glossiness with tears of grief while her eyebrows frowned and with a burdened heart as if something had got hold of it.

— * —

How could I forget? A girl always looks forward to the day of her marriage. My friends had been married. They were happy. Why wouldn't I be?

The suitor was nice: his family was well-off; my parents had asked my consent and I agreed. I wasn't interested in anyone, nor did I bother. I wasn't raised like that. I had studied in an all-girls college, so the only thing I had was dreaming: dreaming about having a good husband, about having kids, about having my own kitchen where I could feed my family and possibly start a business. Not that I would want to interact with people; rather, my husband would do that. I didn't like talking to people beyond the small set of friends I had. Perhaps I should have. If only I could have. Perhaps something might have been different.

I was excited about my marriage. This dress was my mother's. Old, but classy. I looked like Shameem Ara. She was my favorite. I looked nice. The jewelry was nice. It was from Shahzad's family. I remember being amazed at their generosity in giving such valuable gold. It felt like my dream was coming true. It felt like I was on cloud nine. Small dreams I had. I wish they weren't.

I hate this man. No, I don't hate him, but I don't have feelings for him. He's my husband. Whom else would I have feelings for? But he didn't let me breathe. He wanted everything under his control. He wanted to have all the power. Power over his home, his things, his wife—over me.

I found it romantic at first. Bewildered by how much he cared about me; how much he valued me; how protective he was; how he always wanted me to be around him. I remember blushing a lot. Perhaps that is where I got my wrinkles from. I had to smile a lot. A lot. Always. Actually, no. Smiling enriches your soul.

(She felt her face. It felt wrinkled. Withered. She could feel the lines, the dryness and the looseness.)
Crying. Stress. I remember now. They deprive your soul. *(A pitiful smile appeared across her face.)*

Those were the days. *(She sighed)*. Marriage is a union; a beginning to a good life. It wasn't. Far from it. What was romantic became a game of control and submission; of obedience and pleasing. I couldn't say no even if I wanted to. I really wanted to. Sometimes I did, but I was silenced—by my family, by my in-laws, by him. Punishments of silence, of solitude, of taunts.

However, he was so caring. He brought me expensive gifts like that gold bracelet, used to help me in the kitchen, and touched me with affection. Sometimes I wondered: was I wrong? Am I not able to understand him? Maybe he knows better. Maybe he is right. I shouldn't go to my parents, my friends; I should ask him before I do anything; be ready whenever he desires. But nitpicking how I spoke (perhaps I did speak poorly), what I wore, how I reacted; do as he says and I will be happy; don't, and I'll be miserable. Perhaps it was all in my hands, as my mother would say. All the time.

Oh yeah, I actually remember the first time I left his house. It was nine months after the marriage. I had had enough.

“Don’t do this,” “Don’t do that,” “Don’t meet your friends, don’t meet your parents often,” “Dress like this, dress like that,” “Ask me before you do anything, I know better.” And then his mood swings. I never knew how to feel or react to something. It was always hot one moment and cool the other. It felt like walking on eggshells.

But I couldn’t convince myself. Just couldn’t. That was it for me. That was more than I could withstand. I couldn’t bear another woman’s appreciation when it came from his mouth. I rarely received it. I didn’t want it all the time, but with the amount of criticism he bombarded me with, a little appreciation would have gone a long way. The way he spoke about her, and then how he addressed me—it bit me. A woman can’t withstand another woman. I didn’t bother listening to his justifications. I knew he would blame it on me. I knew the consequences, but I left. A reality check, perhaps.

My father supported me. My mother and grandmother didn’t. She wanted my home to remain stable, even when it had all the signs of a withering building.

“At least he doesn’t hit you.”

“At least he buys you everything you want.”

“At least he doesn’t have an affair.”

A woman’s self-respect is the price of a stable home. I wanted to leave him. Even visiting my friends didn’t help. It made it worse. Whenever I saw their wedding albums—how happy they were and how happy they are, I was bitter. I hated this dichotomy. I couldn’t let it be. If they can be happy, so can I.

And then I became pregnant.

Was it a gift or a trial? I don’t know. If they wouldn’t let me leave his house when I wasn’t a mother, this was the last straw then. A child needs his father. A fatherless child always looks for an outside figure and ends up going astray. Perhaps then I started thinking like a mother and not like a woman. Two different things, or are they? As a mother, I couldn’t keep my child away from his father. Perhaps he might change after our child was born. Perhaps giving him another chance might prove fruitful. Yeah, time changes. Time is seldom constant.

“Remember, your father is always there for you. Just call me whenever you want. I am there for you.”

“Abba, he might change after our child is born.”

“A person can change his habits, not his personality. I pray that I am wrong. Always will. Marriage is already a shackle for you; a child will become another.”

“Perhaps a child will be a miracle.”

“Miracles happen where there is a will. A stone heart doesn’t allow any warmth.”

(Tears emerged from her eyes. She wiped them, but they didn’t stop. Silent whimpering was heard among the solitary land in which she stood.)

Abba, I wish I had listened to you. I wish. But I couldn’t. I couldn’t. I was not brave enough to step out of this marriage. But what’s brave in this? Making a marriage work is what I call bravery. I can’t be a failure. I couldn’t. I never failed in college; how can I fail in this? I will make this work. What will people say? What will my friends say? I can’t be labeled as a woman who failed her marriage.

No, if my friends can make theirs work, so can I! This is a trial for me. I will succeed in it. I can’t fail. Why should my child grow up without a father? No, a child needs his father. Perhaps he isn’t a good husband, but he can be a good father. I will live through my child. Seeing him happy will make me happy. All the wounds I get from Shahzad will be healed by my child. I may not be happy as a wife, but perhaps motherhood will fill that void. Besides, he cares for me when I am sick. He always touches me with affection. He always buys me what I want. There is a silver lining.

No, there wasn’t. There was never one. But I passed, didn’t I? I raised two kids until their adulthood. My marriage survived, didn’t it? I am proudly a mother of two successful kids, and the possessor of beautiful clothes and jewelry, and a happy wi—no, I’m not. I tried to be a good wife, but couldn’t. He always says that I couldn’t be a good wife, and perhaps he is right. He says that he is the one who made this marriage work, and I was the one who tried to destroy it. Is it true?

All those years, I can’t forget. A woman forgives, but never forgets.

— * —

She placed the frame back into the cupboard and closed its doors furiously.

She made her way to the next cupboard. She looked at it with curiosity. From afar, the roar was heard again, and the wind’s speed increased. The strands of her hair swayed along the wind. Something clicked: the cupboard was from her husband’s house. However, this was not from

her room; rather, it was a strange amalgamation of her children's. A minimalistic design of beige oak wood cut into a rectangular shape with metallic handles as doors, counted to be six, with stickers and banners engrossed over them. She smiled looking at it. Her children made her smile. Always.

She opened the door gently. A strong gust of wind came her way, blowing away the bun she had made. Her hair swayed along the wind as if she were a mystical figure.

Inside was another frame. This frame was a family photo of her, Shahzad, and her son and daughter. Her heart was filled with affection, with love, with regret.

— — —

I stayed for them. For my kids. I remember when Shahzeb was born. It was the happiest day of my life. Motherhood became the ointment to the burns that I had gotten as a wife. The first time I held him, it was magical. It felt as if all my pain, all my wounds had healed. His tender skin, his closed eyes, and minimal breaths slowly filled the wounds. Even when Shahzad wanted to hold him, I didn't want him to. I wanted to keep Shahzeb away from him. I wanted Shahzeb to be like my father, not like his. I resisted. I clenched hard onto my child. He was the only person I had. Shahzad wasn't mine. He just pretended to be. Pretending was his forte.

No one suspected anything. From the outside, he was the ideal husband: cars, jewelry, funny, wise, spends on his wife, caring, respectful. His jokes made everyone laugh, even my family, while I resented them because his jokes were also for me, in private—on my body, my way of talking, my way of dressing. What made them laugh had made me cry. Tears are swept away by the hands of joy. The gifts that made people say how much he loved his wife became the bane of my life. Material things remain while feelings fade away. The glitter that blinded others had suffocated me.

I didn't want to wear anything that he gave me. Whatever I wore, he never complimented me. Then his care - the fog that blinded me. I never knew how long to feel what and why. Whenever I was sick, he tended to me. Throughout my trimesters, he cared for me. Me or his child? Had anything happened to me, something would have happened to his child. The care at that time was like a firefly on a dark night. I was mesmerized by it: by its fluttering wings, its glowing light, the sound of its flight, and its trajectory. I tried to catch and trap it, but it never remained with me. However, I navigated the night by the mere memory of it.

But I had to give him. It was his child as well. He was the father. The figure for which I stayed. The excuse that kept me going. He noticed that but, overflowing with joy, didn't punish me. He

never forgot as well. As soon as my parents came, he jokingly remarked about this. My father noticed that, and for a brief second I caught a glimpse of immense remorse and helplessness shadowed by the euphoria of becoming a grandparent.

I smiled weakly because I wanted Shahzeb back. He remained in Shahzad's lap the entire time. Not once did my eyes flinch. A blink and he would be gone. Everyone came and went.

Time started to pass quickly. Perhaps I had more on my plate. I picked his name, and Shahzad liked it. Thankfully. Before I realized it, he was one year old, then two, then five, and then ten. All this time, Shahzad didn't change much. He still talked about other women. Still found them more beautiful than me. He started to pass more comments, especially over how disheveled or tired I had started to look after the delivery.

How else was I supposed to look?

It stung me as if it were a scorpion's bite, but slowly the poison became indifferent. I felt nothing. I didn't care anymore. If the father of my child cared more about the appearance of his child's mother, then I would not bow down. I was too tired to pay heed to his nonsense. At least my child looked at me with affection. With love. He didn't care how I looked. He always laughed when he saw me. Cried for me when I was absent. Searched for me when I was not present. I felt seen. I felt important.

It didn't stop. The fights. They became monotonous, yet impactful.

"You should dress up properly, you know? You look like a maid sometimes," he said condescendingly.

"I am tired by the time you arrive; hence I don't have the energy to decide what to wear and pair it with what. I will try to do it on weekends," I said dismissively.

"I sometimes get depressed when I come home, seeing my wife dressed like a maid. Even maids are better dressed than you sometimes."

"I said I will try."

"Leave it. You don't care about me. You don't care what a husband wants from his wife. A wife should dress up for her husband. That's how she can keep him entrapped. Otherwise, I don't have a dearth of options. There are so many beautiful women around me in my office, decked up with fragrant perfume."

I was applying moisturizer on my arm. I started to rub it aggressively. More and more.

"You should think more about yourself. You have everything you want: the best jewelry, clothes, and makeup. What more do you need?"

My arm had become red by the time he stopped.

"You won't be disappointed tomorrow. Believe me," I said blankly. Nothing in my heart testified to this. I just wanted to be done with it.

"You say this every day."

"Don't you as well?" I snapped.

Shahzad was taken aback. He didn't expect it.

"I do, because I am an idiot to expect something from you that will make me happy."

His tone changed and rose. I felt my heart beat a thousand times, my insides burn up and the sweat from the hottest summer ever witnessed.

"Please, don't be angry. I said I will get ready for you. Just—"

"You don't mean that. I know you don't. If you had, you would have tried. But have you?"

"I try, but I am too tired. I have to take care of the house, then Shahzeb, then—"

"Excuses, excuses. Every single time. Have I not fulfilled your every want?"

"Yes, you have. Please calm down. Don't be angry, please," I pleaded. I hated myself for that.

"I am not angry. I am upset. What will people say when Shahzeb's mother is dressed so badly? They will question me. They will say that Shahzad must not have given them anything, which is why his wife dresses in rags."

"I wear the best whenever we are with people. Never have I ever dressed in a way that would let anyone know that something is wrong. That you don't buy me anything."

"What kind of a mother are you? A mother is also a wife. If you are not a good wife, then you are not a good mother."

That was it. I couldn't fail at being a mother.

I left his house—with Shahzeb with me. If I wasn't there, my child wouldn't be there as well. A small spark ignited the whole forest. He was furious this time. He called my parents' house multiple times. Each time, he demanded to talk to me. I didn't want to then. My father supported me, but my mother didn't. She just wanted my marriage to remain.

“Do you not know how society treats a divorcee? They will not let you live. They will taunt you, ridicule you, and make fun of you. At least think of your child. Why would you take a divorce when you have a child? Who will take care of him? A fatherless child goes astray. Be patient, my child. For your child. Your child comes before anything else. Everything will turn out to be fine. Time changes everything.”

I gave in. I went back. Nothing changed. I didn't want to go back anymore. If this was how my life would be, then I had to live it.

I didn't completely fall back. I wouldn't. I wanted him to repay - if only a little. A little repercussion. If I could tolerate everything he threw at me, I could withstand some more if I caused him deliberate discomfort. If everything I did was wrong, then more wrong could also be made. It was petty but soothing. I discolored a few of his clothes; deliberately added more spice or salt only to his plate because he couldn't be bothered himself; and listened to loud music when he slept. I got scolded, but his anger and irritation were exhilarating. If I couldn't leave him, I wouldn't let him be completely satisfied either.

Small protests might not always bring change, but they can definitely ruffle some feathers.

This went on for the entire twenty-eight years.

Samra was born five years after Shahzeb. I got another reason to live.

— — —

She put the family portrait back into the cupboard and closed it gently. She sighed while her hands rested against the cupboard door. It slid slowly until the doors of the cupboard closed. For moments that felt like hours, she stared at the ground below her and her mind buzzed with the fluttering of thoughts of uncountable power while her heart felt as if it shrunk.

Lethargically, she went to the final cupboard. This was something she hadn't seen before. It was a plain white oak cupboard with four doors: two in the middle and two drawers at the end.

Cautiously, she opened the main door. She found a paper on the middle shelf. She picked it up. Her eyebrows frowned and her lips quivered while her exasperation grew. She looked around her. It was now pitch black, as if she were in an abyss. It was silent. Only she and the cupboard existed in that void. As if in a spotlight, she stood there.

Slowly, her eyebrows relaxed and her lips became still. She realized it now.

* * *

Twenty-eight years have passed. Nothing has changed. I've become a living corpse. He still hasn't changed. He taunts me, ridicules me, makes fun of me—all in front of my children. Luckily, as if the sun shone on me, my kids didn't disrespect me nor did they replicate their father. Although, sometimes, perhaps inadvertently, Shahzeb sometimes replicates him in anger and frustration while the effects of their father's tyranny have crept inside them.

Shahzad still held an iron fist - even over them. They have a curfew. They have to eat what he has decided. They had to ask his permission for everything: to go outside, to buy anything, to make any decision. He never was a miser, but nor was he ever generous. If they didn't abide by his rules, he would get angry. He would give them the silent treatment. He wouldn't talk to them unless they apologized.

On the outside, we were the perfect family of love, order, and prosperity. Take a deeper look and it was subservience, control, and punishment. My children have everything they want, yet nothing they desire. Both walk on eggshells.

Shahzeb gets angry easily and would usually bicker with Shahzad, especially when he used to taunt me. I tried to resolve it and tried to keep things stable. Samra gets scared easily, compromises a lot, is patient, doesn't speak her mind, and thinks about what other people will say. I blame myself. Perhaps I should have left him when my father supported me. But I wanted both, especially Samra, to have fatherly support like I had. I forgot that Shahzad is not Shahnawaz. Not even close.

The thought of leaving him never left my mind, but the courage needed for it never came to me. Up until that moment. That was the final straw.

Never had I hated him more than at that moment. He wanted to marry off Samra to his brother's son. I didn't want her to marry so early. She had to be independent. She mustn't suffer. Like me.

Never will she be dependent on her husband. Like me.

Shahzad wouldn't listen. But this time, nor would I. We bellowed until the kids came into our room.

"Look how you gathered a crowd. That's what you always want, don't you? You used to do it when we were young, and you still do it when my kids are young. You love to play the victim, don't you?"

I clenched my fists and grated my teeth. Shahzeb hated when his father yelled at me like this. He stepped forward, but I stopped him with a small gesture parallel to my waist and shook my head without looking away from him.

“Here comes the mama’s boy. Your mother is an expert at crying wolf. She has done this twice, but both times her parents threw her out and sent her back to me. Never has she ever not been embarrassed. Your parents never supported you. Your parents could never have given you even a percentage of what I have. You are one ungrateful woman.”

“Leave my parents out of this.”

“Or what? Did my words sting you? Because it is the truth.”

“Truth? Since you love to hear the truth, then hear it: you are a power-hungry, insecure, and controlling man who knows that his only worth in life is to buy stuff because your own self-worth is so pathetic and so inferior that it is not enough on its own.

“I have done everything you said and wanted me to do. I followed your every rule, your every command. You never bothered to listen to my opinions, my choices. Nor do you listen to your children. If not followed, then punishments await us. Obey and submit. That’s what you want.

“You don’t care about what we think, what we want, what we value. We don’t have any freedom. And you call me ungrateful?

“No woman could have tolerated you like I have. No woman could ever be happy with you. I will not let you marry Samra off, otherwise she’ll be as miserable as I am with a man as pathetic as her father.”

I had barely completed that when a hand struck my face. I felt nauseated, dizzy, and lost my balance. I fell down. The next thing I remember was Shahzeb pushing Shahzad to the ground. My ears were ringing. Amongst the dizzying trance of my assault, I heard the shouting of Shahzeb and the altercation between them within which I could finally hear what my children had accumulated, had trapped within themselves all what they thought about their father, their mother and their lives. I could feel Samra’s hands on my shoulder and I clenched them. However, I felt a soft voice trembling and whimpering yet having the resolve of a warrior brimming through the fury that was unleashed: Samra spoke as well. I didn’t feel like a complete failure.

I looked up at them: Shahzad was face-to-face with Shahzeb. I felt something. Reminded me of the first time I had left my house. Shahzad was about to strike Shahzeb as well when I stood up, stood in front of him; became a wall for my children – for the first time.

He won’t lay a finger on my children. I can tolerate it on myself, but not my children. Shahzad was flabbergasted.

Silence fell across the room.

For the first time in years, Shahzad had no words.

(She looked again at the paper in her hand: a divorce agreement.

Her hands trembled slightly. But this time, they did not let go. This time she clenched the papers. Her heart pounded, trembled and filled with rage while her breaths became more violent as they went. Her bloodshot eyes and raging tears flowed before she looked about the cupboard: there was also a pen. Putting the paper on the shelf and holding the pen in her hand, about to sign the papers; twenty-eight years passed by in front of her with echoes of sobbing, screaming, advice and finally the ringing of the slap. She signed it. The roar ceased and a cool breeze with a soothing whistle began to accompany it. From afar, a noise appeared and faded away: it resembled the click of a lock.)

Before he could kick us out, I packed up my bags and left with my children to my father's house. My father truly never left me alone: he had transferred his house to my name. Although the house was somewhat dilapidated, it was mine. A place I could call mine.

We struggled, but by our own choice. All three of us worked: Shahzad worked at a software firm; Samra and I ran a catering service from our home. When Shahzad disrespected my cooking, others praised it and I felt happy cooking for others. It was rough the first few months: bills, manpower, and marketing. Yet, we made it work, modestly. We did not have the *luxuries* we had once before, but the comfort of simplicity overwhelmed the shackles of *luxuries*.

We fought, but communicated and reached a resolution instead of submission.

We made decisions, but with each other's opinions: brand name, house decorations, finances, jobs – everything was decided mutually.

We chose. We breathed. We lived.

Shahzad did not give up: he rang us multiple times, he spread rumors in his family and they did not hold back with their calls. He finally showed up one day. He had always known – and had been jealous of – my father's support. Whenever we had fought, Samra became my point of consolation – regrettably from a young age. Although she never complained, I always felt responsible. Yet this time, she affirmed me to not back down. Shahzeb as well. Shahzad left empty-handed. He threatened, tried to convince, manipulated and used all the tools in his shed, but we had had enough. Divorce did not appear like a demon resting behind a wall waiting to attack, but rather like a cold breeze in a forest. We did not scream, cry or fight in front of him. We were composed. However, once he left, I couldn't keep it in. I bawled.

That was the last time I cried because of him.

* * *

She closed the cupboard doors. A thought of a fourth cupboard grazed her mind, but she brushed it off. A feeble smile appeared across her face. She fell back and turned around. She began to walk back, back from where she came from. She halted and looked back: all cupboards intact. All memories remained alive. All experiences lived again. All regrets erupted again. All hopes ignited again like a rising sun shining among the trees after a dark night. She smiled and continued her walk. She strode forward, shoulders squared, chin slightly raised.

As if the fog cleared to show the path forward, she was back in her bathroom where the roar was no longer there and the only thing she could hear was the stream of water. She opened her eyes and knew what was different. Her eyes no longer held resentment, regrets or any of the negative feelings that had weighed on her before; instead brought her the blessings of hope, freedom and peace. She washed her face with multiple ointments and went back to her room and to her cupboard where she picked out a dress of her choice. She liked the color yellow. She made her hair into a tidy braid and wore artificial bangles. Once again in front of the mirror, Sumayya looked at herself with a smile.

For the first time in twenty-eight years, the life before her was not something to endure, but something she could finally choose. For years she had lived in a house ruled by a single will, where silence was expected and obedience mistaken for harmony. Her voice had been silenced, her actions dictated, and her life not truly hers to live. That was no longer the case. She realised that her voice was meant to be heard, her actions to be guided by her own will, and her life to be lived on her own terms. At last, Sumayya had a place she could call home: one where she was not merely a follower, but an active member.

Moez Mufti

**BEITRÄGE VON
MITARBEITENDEN DER
HSHL**

DEMOKRATIE LEBT

WAHL. WERT. FREI.

WAHL.

Ich kann wählen ...

Nicht nur alle vier Jahre.
SONDERN JEDEN TAG.



...was ich lerne.



...wer ich sein will.



...wofür ich
einstehe.



...meine Stimme
zu erheben.

Wählen heißt:
Ich habe Optionen.

Meine Entscheidung zählt.

Ich bin etwas wert.
Nicht, weil ich es
bewiesen habe.



Nicht wegen Leistung.



WERT.

Sondern **MIT** allem, was ich bin.
Meine Stimme wiegt so viel
wie jede andere.

Meine Würde ist unantastbar.



Meine Freiheit endet
dort, wo **deine** beginnt.

Das ist keine Einschränkung.
Das ist **Verantwortung**.
So entsteht kein Gegeneinander.
So entsteht **Miteinander**.

Ich bin frei.

Frei zu denken, was ich denke.
Frei zu sagen, was ich meine.
Frei zu leben, wie ich lebe.



FREI.

Demokratie sagt:
Du bist genug.
Genau so wie du bist.

DEMOKRATIE LEBT.

In mir. In dir. In uns.

Idee & Text :Monika Ueckert | Design mit Unterstützung von KI: Ann-Kristin Korte

Schreib- und Demokratiehemmung

Wir sitzen im Seminarraum,
wir brainstormen.

Einen Beitrag zum Schreibwettbewerb wollen wir schreiben.

Thema: Demokratie.

Gar nicht so leicht.

Was versteh'n wir denn unter Demokratie?

Was soll es werden?

Ein Gedicht? Ein Comic?

Ein Essay? Ein Slam-Text?

DAS ist eine gute Idee!

Also gut:

One day baby... oh ne, das gab's doch schon!

Also sammeln wir Gedanken und Zitate.

Ein paar Dinge, die uns wichtig sind.

Und fragen die KI, ob sie dies für uns zusammenfügen kann.

Doch irgendwie passt nichts so richtig. Irgendwie zu blumig, irgendwie zu viel.

Zu schwer, ohne Fazit, ohne Ziel.

Ohne cooles Ende, ohne Gänsehaut.

Ohne den Gedanken „Ja Mann, das spricht mir aus'm Bauch!“

Was versteh'n wir unter Demokratie?

Wir kramen in unseren Gedanken, schreiben Prompts, ändern dieses, ändern jenes, diskutieren, verwerfen oder freuen uns über gelungene Sätze, Einfälle und Ideen.

Ein Zitat bleibt uns im Kopf:

Kurz nachgeschaut – jo, ist von Churchill:

„Democracy is the worst form of government,
except for all the others

that have been tried
from time to time.“

Dazwischen ständig dieser Ohrwurm: One day baby...

Je länger wir sitzen und sprechen und unsere Hirne um Inspiration anflehen, merken wir: das ist anstrengend!

Wir dachten: Ach, so einen Beitrag haben wir schnell geschrieben, schnell erstellt, alle zufrieden.

Demokratie ist anstrengend? Das Thema ist anstrengend oder gar das Schreiben?

Was versteh'n wir denn jetzt unter Demokratie?

Wir werden ungeduldig, wollen Ergebnisse, wollen es abhaken, einfach abschließen.

Es arbeitet in uns. Das Thema fühlt sich zu groß, zu wichtig an.

So wichtig, dass uns gefühlt die richtigen Worte fehlen, um zu sagen, was wir sagen wollen, was wir sagen müssten und doch die Sorge haben, dass es auf Ohren und Augen trifft, die meinen:

DAS versteht ihr unter Demokratie?

Wir stimmen ab, kommen nicht zusammen. Wir einigen uns aufs Vertagen, wieder Gedanken machen, Texte umschreiben, vielleicht doch auch alles nochmal neu machen?

Doch uns begleiteten die Gedanken durch den Tag:

Was versteh'n wir bloß unter Demokratie?

Schlechteste aller Staatsformen...

Außer
allen anderen.

Sich auf den Weg machen, ist vielleicht der erste Schritt. Sprechen, mitgestalten, mutig vorangehen, klare Kante zeigen, auch im Kleinen.

Wird es ein Text, ein Comic, ein Poetry-Slam-Ding? Wird der Beitrag je fertig?

One day baby ... nicht schon wieder!

Steffi Oberländer, Henrike Heckmann, Ute Schlüter-Köchling

Demokratie braucht Geschlechtergerechtigkeit

„Männer und Frauen sind gleichberechtigt.“

- Art. 3, Abs. 2 Grundgesetz -

„Die Väter des Grundgesetzes – ich denke, man kann hier sagen, dass nur Männer involviert waren – haben sich etwas dabei gedacht, als sie diesen Satz ins Grundgesetz aufgenommen haben.“

Diese Aussage hörte ich neulich auf einer Veranstaltung. Dort ging es ausgerechnet um Demokratie und Geschlechtergerechtigkeit. Darum, wie wichtig beides füreinander ist, dass eine Demokratie nicht ohne Geschlechtergerechtigkeit funktionieren kann. Darum, dass Geschlechtergerechtigkeit bedroht ist, sobald demokratische Strukturen angegriffen werden. Gerade auf einer solchen Veranstaltung fiel dieser Satz, mit einer beiläufigen Selbstverständlichkeit, als wäre es undenkbar, dass es neben den sogenannten „Vätern“ des Grundgesetzes auch noch die „Mütter“ gegeben hat.

Doch diese „Mütter“ gab es. Es handelte sich um die einzigen vier Frauen die neben 61 Männern den Parlamentarischen Rat bildeten, der von 1948 bis 1949 das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland erarbeitete. Ihre Namen waren Friederike Nadig, Elisabeth Selbert, Helene Weber und Helene Wessel. Sie gehörten unterschiedlichen Parteien an, hatten unterschiedliche professionelle und persönliche Hintergründe und arbeiteten zu unterschiedlichen Schwerpunkten – etwa zur Lohngleichheit zwischen Frauen und Männern, oder zur Stärkung der Rechte von Müttern und (unehelichen) Kindern. Besonders wichtig und einflussreich war ihre gemeinsame Zusammenarbeit, um den Satz „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ ins Grundgesetz aufzunehmen. Ohne ihre Zusammenarbeit hätte der Satz in dieser Form keinen Eingang ins Grundgesetz gefunden.

Mit der Aufnahme des Satzes war die Arbeit hin zu echter Geschlechtergerechtigkeit noch lange nicht getan. Im Gegenteil, diese Arbeit war damit bloß in die nächste Runde gegangen und ist auch bis heute noch nicht vollständig abgeschlossen. Frauen verdienen nach wie vor durchschnittlich weniger als Männer. Elternschaft wirkt sich bei ihnen eher negativ auf ihre berufliche Karriere aus als bei Vätern. Frauen sind besonders stark von Altersarmut betroffen. In der Wissenschaft lässt sich ein deutlicher Abfall des Frauenanteils nach der Promotion beobachten – die sogenannte Leaky Pipeline führt dazu, dass trotz des hohen Anteils an Studienanfängerinnen und Absolventinnen der Anteil der Professorinnen in Deutschland weiterhin bei knapp einem Drittel liegt. Fälle von häuslicher Gewalt, die zu einem überwiegenden Anteil gegen Frauen

gerichtet ist, steigen seit Jahren stetig an. Im Jahr 2024 gab es fast jeden Tag einen Tötungsversuch eines Mannes gegen seine (Ex-) Partnerin. Knapp jeden dritten Tag war dieser erfolgreich. Etwa die Hälfte aller weiblichen Betroffenen von sexualisierter Gewalt im Jahr 2024 waren Mädchen unter 18 Jahren.

All dies sind Ausprägungen patriarchaler Denk- und Handlungsmuster, die sich nicht nur negativ auf Frauen auswirken. Die Anzahl queerfeindlicher Gewalttaten steigt. Die Akzeptanz gegenüber trans- und nicht-binären Personen nimmt ab. Auch Männer spüren die negativen Auswirkungen dieser Strukturen. So wird es Vätern oft erschwert, längere Elternzeit zu nehmen, oder ihnen wird die Fähigkeit abgesprochen, sich angemessen um ihre Kinder kümmern zu können. Veralterte und doch hartnäckig bestehende Vorstellungen vom „starken Mann“ führen dazu, dass Männer ihre psychische und physische Gesundheit eher vernachlässigen. Frauen, Männern, Personen aller Geschlechter wird somit eine individuelle Entfaltung abseits von Geschlechterrollenklischees erschwert.

Was hat all dies nun konkret mit Demokratie und Geschlechtergerechtigkeit zu tun? Auch in der Politik gibt es keine ausgeglichenen Geschlechterverhältnisse. Im deutschen Bundestag liegt der Frauenanteil derzeit bei weniger als einem Drittel, wobei es zwischen den Parteien noch einmal deutliche Unterschiede gibt. Auf kommunaler Ebene sieht es mit durchschnittlich knapp 30% Frauen in den Kommunalvertretungen nicht anders aus. Der Anteil an Oberbürgermeisterinnen liegt sogar nur bei ca. 11%.

Selbstverständlich ist nicht jede Frau in der Politik eine Kämpferin für Gleichberechtigung, und auch Männer können sich für Geschlechtergerechtigkeit einsetzen und tun dies auch. Die Entwicklung unterschiedlicher frauenpolitischer Reformen zeigt jedoch, dass diese häufig durch den fraktionsübergreifenden Zusammenschluss von Frauen durchgesetzt werden konnten – Beispiele hierfür sind die Reform hin zur Strafbarkeit der Vergewaltigung in der Ehe, bei der Reform des Sexualstrafrechts („Nein heißt Nein“) und bei der Verabschiedung des Gewalthilfegesetzes, welches unter anderem einen Rechtsanspruch auf Frauenhausplätze festlegt.

Darüber hinaus dürfen weitere Perspektiven und Personengruppen nicht außer Acht gelassen werden. Der Bundestag ist nicht nur in Hinblick auf die Geschlechterzusammensetzung wenig repräsentativ für die deutsche Gesamtgesellschaft. So liegt der Anteil an Abgeordneten mit Migrationshintergrund im Bundestag aktuell bei lediglich 12%, während er in der Gesamtbevölkerung bei ca. 30% liegt. Auffällig ist außerdem, dass der Bundestag sich überwiegend aus Akademiker*innen zusammensetzt (ca. 80%), während der Anteil der Akademiker*innen in der Bevölkerung bei rund 20% liegt.

Wir sind noch nicht am Ziel, aber wir sind auf dem Weg. Eine Demokratie kann sich nicht auf dem Status Quo ausruhen, sondern muss stetig bemüht sein, sich weiterzuentwickeln und die Belange aller in ihr lebenden Menschen zu vertreten. Gerade in Zeiten, in denen Demokratien angegriffen, Menschenrechte angezweifelt werden, ist es besonders wichtig zusammenzustehen, sich für demokratische Werte einzusetzen und kontinuierlich für ein gutes Leben für alle zu kämpfen. Eine Demokratie lebt von der Vielfalt der Perspektiven, die sie repräsentiert. Politische Gremien, in denen eine Perspektivenknappheit herrscht, können auch nur einen begrenzten Teil der Bevölkerung tatsächlich ernsthaft und gewissenhaft vertreten.

Demokratie ist Diversität, nicht Monotonie. Also erzählt die Geschichte der „Mütter“ des Grundgesetzes – nicht nur die der „Väter“!

Franziska Hesse

Zwischen Hautfarben und Heimat – Demokratie als tägliches Versprechen

Ich bin afrodeutsch - halb deutsch, halb nigerianisch. Geboren in Duisburg, später aufgewachsen in Hamm. Ich habe früh gelernt, dass Zuhause kein fester Ort ist, sondern ein Gefühl, das sich oft erst erkämpfen lässt. In Hamm besuchte ich die Windsor Girls School (Kindergarten und Grundschule), die eigentlich für Töchter von Angehörigen der in Deutschland stationierten Britischen Rheinarmee gedacht war. Meine Eltern waren weder britisch noch gehörten sie zur britischen Armee, sie wollten, dass ich auf eine englische Schule ging, damit ich es später in Nigeria einfacher hatte. Schon damals erlebte ich meine „Heimatstadt“ anders als die deutschen Nachbarkinder und meine britischen Mitschülerinnen: Hamm war für mich „britisch“, „deutsch“ und „a little bit of Nigeria“. Als ich sieben Jahre alt war, zog meine Familie für knapp drei Jahre nach Enugu in Nigeria. In der britischen Schule in Hamm war ich die Deutsche, außerhalb der Schule war ich in Deutschland die Schwarze, in Nigeria war ich die Weiße - *Oyibo*. Ein Wort voller Ambivalenz: Es konnte Bewunderung, aber auch Distanz ausdrücken. *Oyibo* hieß: besonders, auffällig, anders. Vielleicht sogar besser. Aber wer als Kind einfach dazugehören will, sehnt sich nicht nach Besonderheit - sondern nach Normalität, vielleicht mit kleinen besonderen Peaks hier und da.

In der Schule in Enugu begegnete ich dem Anderssein auf eine besondere Weise. Damals war es noch üblich, dass Kinder, die Blödsinn machten, mit dem Stock geschlagen wurden - ein Gedanke, der heute furchtbar erscheint, damals aber Alltag war. Alle hatten irgendwann den Stock gespürt, nur ich nicht. Weil ich als weiß galt. Selbst wenn die gesamte Klasse Unsinn machte, blieb ich verschont. Es war keine Bevorzugung, um die ich gebeten hatte - sie machte mich zur Außenseiterin. Ich stand neben den anderen und fühlte mich außerhalb der Gemeinschaft, geschützt und doch ausgeschlossen. Ein paradoxes Gefühl, das mich früh lehrte: Privileg kann gleichzeitig Schutz und Trennung bedeuten.

Als ich nach Deutschland zurückkam, fühlte ich mich schnell wieder „zuhause“, verstand aber bald, dass auch hier ein unsichtbarer Rand verlief. Mikroaggressionen, d.h. kleine Bemerkungen, Fragen oder Blicke zogen feine Linien um meine Zugehörigkeit. „Wo kommst du *wirklich* her?“ oder „Du sprichst ja akzentfrei Deutsch!“ - meist freundlich gemeint, und doch erinnerten sie mich daran, dass ich anders gelesen wurde. Diese alltäglichen Momente kratzen an jenem demokratischen Versprechen, das ich so schätze: dass jeder Mensch in seiner Würde gleich ist.

Demokratie bedeutet für mich, dass es Raum gibt, verschieden zu sein. Dass man sich nicht zwischen Identitäten entscheiden muss. Sie lebt nur, wenn sie Vielfalt nicht als Gefahr begreift,

sondern als Herzstück ihrer Lebendigkeit. Weltweit steht die Demokratie heute unter Druck. Autoritäre Bewegungen gewinnen Zulauf, Nationalismen feiern Comebacks, und viele Menschen sehnen sich nach Eindeutigkeit in einer Welt, die geprägt ist von Volatilität, Unsicherheit, Komplexität und Ambiguität. Diese Versuchung der einfachen Antworten führt leicht zu einem Wir, das sich auf einer eingebildeten Homogenität gründet.

Der Philosoph Jürgen Manemann (2019) beschreibt in seinem Buch *Demokratie und Emotionen: Was ein demokratisches Wir von einem identitären Wir unterscheidet*, dass ein identitäres Wir die Verschiedenheit als Bedrohung sieht. Es möchte Einheit herstellen, indem es Unterschiede einhegt oder ausgrenzt. Seine emotionalen Kräfte sind Stolz und Zorn - auf das Eigene, gegen das Andere. Das demokratische Wir dagegen ist plural. Es erkennt die Verschiedenheit der Individuen und der Gemeinschaft als Bereicherung an. Es ist kein Wir, das Grenzen zieht, sondern eins, das Brücken schlägt. Es knüpft Netze der Verbundenheit, die nicht im Eigenen enden, sondern tastend im Anderen weitergehen und dort Anschluss suchen. Seine emotionale Kraft speist sich aus Empathie und Sensibilität: der Fähigkeit, nicht nur eigenes Leid (oder auch Glück) wahrzunehmen, sondern offen zu sein für das Leid und Glück anderer.

Ich empfinde diesen Gedanken als zutiefst tröstlich. Als afrodeutsche Frau weiß ich, wie verletzend es sein kann, immer wieder auf die eigene Differenz reduziert zu werden - und doch glaube ich fest daran, dass gerade die Auseinandersetzung mit Unterschiedlichkeit der Kern demokratischer Reife ist. Demokratie entsteht da, wo Menschen bereit sind, ihre Perspektiven zu teilen, zuzuhören und sich zu verwandeln. Nicht Assimilation, sondern Resonanz schafft ein echtes Wir.

Vielleicht liegt darin auch unsere Verantwortung als Einzelne: Geschichten zu erzählen. Gerade jetzt, da die Demokratie weltweit auf dem Prüfstand steht, brauchen wir Narrative, die ihre Kraft spürbar machen. Wenn Menschen über ihr Erleben sprechen, darüber, was Zugehörigkeit, Vertrauen oder auch Ausgrenzung für sie bedeutet, dann wird Demokratie greifbar. Geschichten sind keine bloßen Erinnerungen, sie sind Brücken zwischen Erfahrungen. Mein Erleben zwischen Enugu und Hamm, zwischen Schwarzsein und Weißsein, zwischen Schutz und Ausschluss ist nur eine Geschichte unter vielen. Aber in der Vielfalt dieser Stimmen erkennt sich das demokratische Wir wieder.

Das Stadtbild in Hamm ist für mich ein Spiegel dieser pluralen Demokratie. Es ist geprägt von Gegensätzen: alte Zechenhäuser, türkische Supermärkte, Asialäden, ein Afroshop in Bahnhofsnähe. Diese Stadtlandschaft erzählt lautlos von Migration, Wandel und gegenseitiger Anpassung. Demokratie wird hier sichtbar: auf Straßen, die Konflikte aushalten, und auf Plätzen, die Begegnung zulassen. Ein demokratisches Wir muss solche Räume schützen und erweitern,

sonst verengt sich der Blick auf das Eigene, das Vertraute, das Bekannte und schmort im eigenen Saft, unfähig, sich aus dem engen Kreis der Selbstgenügsamkeit zu lösen.

Manemanns Idee eines leidempfindlichen und differenzsensiblen Wir fordert, dass wir nicht nur für uns selbst empfindsam sind, sondern für andere, auch wenn ihr Schmerz oder ihre Geschichte weit von unserer Erfahrung entfernt scheinen. Ich sehe darin eine demokratische Stärke: Sie verwandelt Fremdheit in Beziehung. Dieses Wir entsteht jedoch nicht automatisch, sondern immer als situativer Aushandlungsprozess. Bei aller Empathie müssen wir nicht alles gut finden oder verstehen und dürfen es auch nicht, wenn Grund- und Menschenrechte angegriffen werden. Dort endet Verständnis, dort greifen klare Grenzen und kollektiver Schutz.

Vielleicht, wenn wir dieses Fühlen kultivieren - differenziert, wachsam und ehrlich - lebt Demokratie wirklich. Nicht in Verfassungen oder Paragrafen allein, sondern in Begegnungen, Gesprächen und der Bereitschaft, Perspektiven zu wechseln, ohne die eigenen Werte aufzugeben. Demokratie wird dann greifbare Praxis: eine, die uns verändert, ohne unsere eigenen Prinzipien zu verwässern.

Ich glaube, Demokratie lebt in allen Widersprüchen, in allen Farben und in allen Tönen, die sie in sich trägt. Sie lebt, wenn Menschen wie ich sagen dürfen: „Ich bin nicht entweder - oder, sondern beides zugleich.“ Und nichts davon schmälert mein Deutschsein.

Vielleicht ist das das Schönste an Demokratie: dass sie nie fertig ist.

Ein tägliches Versprechen, das wir erneuern müssen. Miteinander. Für alle.

Claudia Ekwuazi

Quelle:

Manemann, J. (2019). *Demokratie und Emotion: Was ein demokratisches Wir von einem identitären Wir unterscheidet*. transcript Verlag.

Jetzt!

Demokratie lebt!

Attac, CORRECTIV, Omas gegen Rechts,

Sie ringt nach Luft, und sie atmet.

Campact, Amadeu Antonio, Peta,

Sie wankt, und bleibt standhaft.

Animal Rights Watch, Agora Agrar, Dezernat Zukunft,

Sie wird diskreditiert, und sie wehrt sich.

Umwelthilfe, Foodwatch, Agora Energiewende,

Sie hat Angst, und bleibt mutig.

Greenpeace, BUND, Netzwerk Recherche,

Sie ist müde, und bleibt wachsam.

Neue deutsche Medienmacher*innen, Deltal, Green Culture,

Sie ist Wir.

Und Wir sind Sie.

Wir leben!

Jetzt!

Michael Förster-Neufeld

Anmerkung: Die aufgezählten Organisationen wurden in einer kleinen Anfrage der Fraktion der CDU/CSU im Deutschen Bundestag („Politische Neutralität staatlich geförderter Organisationen", Drucksache 20/15035 vom 24.02.2025) aufgeführt. Diese kleine Anfrage wurde vielfach als Angriff auf die demokratische Zivilgesellschaft gewertet.

Ich bin dran

Das letzte Mal als (gesichert) Rechtsextreme an der Macht waren,
wurden Menschen wie ich,
(mit einer chronischen Krankheit, aber voll leistungsfähig)
im ersten Schritt zwangssterilisiert und
in einem zweiten Schritt, ab 1939, im Rahmen der sogenannten „Aktion T4“
systematisch getötet („Euthanasie“).

Da wäre ich dran gewesen.

Jetzt sind sie, die gesichert Rechtsextremen, wieder da.

Jetzt muss ich was tun, um das zu verhindern.

Jetzt bin ich dran.

etwas zu tun.

Meine Stimme zählt.

Für mich.

Für dich.

Demokratie ist nicht abstrakt.

Anonym

Demokratie ist

frei, gerecht, friedensstiftend.

Real oder utopisch?

Ein Haiku von Aleksandra Jablonski

Der Schirm in deiner Hand

Sei mal ehrlich! Was bedeutet Demokratie für dich? Hast du schon mal darüber nachgedacht? Oder war sie stets das, was du für selbstverständlich gehalten hast? Ein politisches System, die Basis für dein Leben – und doch so weit von deiner alltäglichen Realität entfernt wie nur möglich.

Wie ein Schirm, der über deinen Kopf aufgespannt ist, ohne dass dir tatsächlich bewusst wird, dass du nass werden könntest. Du weißt, andernorts ist das Leben anders, andernorts haben Menschen nicht alle einen Schirm in der Hand, andernorts werden Menschen nass. Doch dich betrifft das nicht. Hat es noch nie. Wird es nie. Nicht wahr? Denn so war es schon immer. Du kennst es nicht anders und, sind wir mal ehrlich, was kannst du schon ausrichten? Wofür darüber nachdenken?

Denn Demokratie ist ein politisches System. Leere Worte von denen da oben, die niemals wirklich bei dir ankommen. Ein Kreuzchen, das du pflichtbewusst alle Jahre wieder setzt, weil es nun mal dazu gehört. Ein Thema aus der Schulzeit, das bereits mit Abgabe der Prüfung wieder vergessen war. Was spielt das schon für eine Rolle?

In Zeiten des Friedens.

Sei mal ehrlich! Was bedeutet Demokratie für dich? Hast du schon mal darüber nachgedacht? Oder war sie stets das, was du für selbstverständlich gehalten hast? Ein politisches System, die Basis für dein Leben – und doch ist sie schleichend zu deiner alltäglichen Realität geworden.

Wie ein Schirm über deinem Kopf, der plötzlich mit Gegenwind zu kämpfen hat. Du schaust dich um und plötzlich sind da Menschen, die gar nicht mal so glücklich mit diesen Schirmen über euren Köpfen sind. Immer öfter tauchen sie in deinem Alltag auf. Wenn du auf dein Handy schaust, wenn du durch die Stadt gehst, dann sind sie da. Worte, die deine Realität abbilden, die dir zeigen, dass diese Gefühle, bei denen du nicht weißt, wohin damit, einen Platz haben. All diese Gefühle, die schon seit einer Weile in dir brodeln.

Diese Angst, wenn du dich fragst, ob dein Leben in Zukunft gut werden wird, ob dein Leben sicher sein wird, ob es so verlaufen wird, wie es sein sollte. Dieser Frust, weil du dir nicht mehr das leisten kannst, was du dir früher leisten konntest, was sich deine Eltern leisten konnten, was du dir leisten können solltest! Und dann dieser Ärger, weil die da oben nicht ihre Aufgabe erledigen, obwohl du deine doch pflichtbewusst erledigt hast.

Und plötzlich spürst du sie – die ersten Tropfen auf deiner Haut. Du schaust nach oben und siehst den Schirm gefährlich gegen den Wind kämpfen. Du musst mehr Kraft aufwenden, denn neben dir haben Menschen ihre Schirme geschlossen und der Wind zieht nun kälter durch die entstandenen Löcher im Flickenteppich eurer Schirmeinheit. Bevor Menschen in deinem Umfeld ihre Schirme heruntergenommen hatten, war dir nicht bewusst, dass jeder einzelne Schirm seinen Beitrag zum Schutz vor dem Regen geleistet hat, dass ihr eine Gemeinschaft gebildet habt.

Und plötzlich sind es andere Gedanken, die auf deiner Seele brennen. Denn du fragst dich, was passieren würde, wenn noch mehr Menschen ihren Schirm herunternähmen. Könntest du deinen eigenen Schirm dennoch über deinen Kopf halten, wenn es zunehmend kälter und nasser wird? Und was ist mit denen, die auf die Schirme anderer angewiesen sind? Was ist mit Menschen ohne eigene Stimme in dieser Gemeinschaft? Haben sie den bitterkalten Regen verdient?

Du schaust zum ersten Mal deinen Mitmenschen wirklich ins Gesicht und siehst ihren Unmut, die Ängste, den Frust und den Ärger – und plötzlich wird dir bewusst: Wenn du jetzt nichts tust, wenn du dich jetzt nicht dafür einsetzt, dass Menschen wieder Mut schöpfen, dass sie verstehen, dass ihr euch nur gemeinsam vor dem bitterkalten Regen schützen könnt, dann ist irgendwann nichts mehr von dem übrig, was ihr heute noch für selbstverständlich haltet.

Denn Demokratie spielt eine Rolle – gerade in Zeiten von Krisen.

Karina Lau

Demokratie

Demokratie

Hast Du die Wahl, so wähle sie.

Sie schenkt Freiheit, nicht Ideologie.

Meinungen sind frei und ungebunden,

werden nicht unterdrückt,

gelegentlich für falsch befunden.

Machthaber – sofern verrückt,

werden in Schranken gewiesen

zum Glück nicht nur die miesen.

Gerade, wenn es scheint, dass nichts gelingt,

ist es wichtig, dass man ringt.

Denn Freiheit erst einmal verloren,

wird nur unter Schmerz neu geboren.

Demokratie heißt mitzumachen,

wirf sie nicht in falsche Rachen.

Gib sie nicht in die Hand von Skrupellosen,

Machtbesessenen oder populistischen Virtuosen.

Schenk das Vertrauen dem Anstand und der Würde,

suche nicht, die glänzen, sondern die wissen um die Bürde:

Eines Amtes, das allen dienen muss,

Der Verantwortung die zu tragen ist,

Zu suchen nach Sinn und nicht Genuss,

Dass auch Du ihr Auftraggeber bist.

Hast Du die Wahl, wähle Demokratie,
hast Du sie nicht, dann kämpf für sie.

Jörg Meyer

Hörempfehlungen:

„You Are (The Government)“ – Bad Religion aus dem Album „Suffer“ von 1988

„Stop Whining“ – Lagwagon aus dem Album „Duh“ von 1992

„Das ist alles von der Kunstfreiheit gedeckt“ – Danger Dan aus dem Album „Das ist alles von der Kunstfreiheit“ gedeckt von 2021

Alternativlos

Man könnte sagen, unsere Demokratie ist wie unsere Brücken im Land: Auf den ersten Blick in der ganzen Bundesrepublik zu finden, einst planvoll errichtet, tragfähig für all die Menschen, die sich im Land bewegen, und im wahrsten Sinne des Wortes Brücken bauend, um Hürden zu überwinden.

Schauen wir genauer auf unsere Brücken, wissen wir: Es bröckelt. Mal hier und da, in manchen Regionen stärker – und manchmal haben wir auch zu spät hingesehen und eine ist unter all der Last zusammengebrochen. Letzteres hat Katastrophenwert – in den Nachrichten, in unserem politischen und sozialen Bewusstsein und in jedem individuell betroffenen Leben. Tragen unsere Brücken nicht mehr, kommt es zu Umleitungen – manchmal sogar Irrwegen – die nicht im ursprünglichen, direkten Sinne zielführend, die nicht für alle Menschen erfreulich sind, kommt es zur Gefährdung unserer Sicherheit, führt es dazu, dass wir manche Straßen oder Gräben nicht mehr so einfach oder gar nicht mehr überwinden können. Die Vernetzung wird gestört. Und wer wären wir, nicht zu handeln? Es wird untersucht, bewertet, gesperrt, repariert, neu gebaut. Nicht unbedingt in rasender Geschwindigkeit, aber das Ziel ist allen klar: Ohne Brücken läuft es nicht! Da sind wir uns in der Sache einig, auch wenn die Ansichten über die Zielerreichung nicht immer übereinkommen. Bremsen lassen wir uns davon aber nicht, es muss reagiert werden. Schließlich geht es doch um unsere Sicherheit, um unsere Bewegungsfreiheit, ja auch um unseren Handel, der die Wirtschaft am Laufen hält. Nicht jeder kann dabei aktiv helfen: Wir sind nicht alle Straßenbauer*innen, Konstrukteur*innen, Ingenieur*innen, Metallbauunternehmer*innen, die Liste der Facharbeiter*innen in diesem Kontext ist lang... Aber weil wir doch alle unsere Brücken brauchen und nutzen, von ihnen profitieren, möchten und müssen wir unseren Beitrag leisten – nicht nur meckern, echauffieren, wegsehen und die Schultern zucken. Also reden wir, die nicht in der Lage sind eine Brücke selber zu errichten, zumindest ab und an mal darüber. Wie überrascht wir sind, dass es so plötzlich heißt, der Großteil unserer Brücken trägt nicht mehr, dass wir uns sorgen. Wir halten beim Spaziergang im Park die Augen auf, ob die kleine Holzbrücke den letzten Winter überstanden hat; immerhin tragen auch die kleinen Strukturen zu unserem Leben bei. Und wir halten es aus, wenn jemand sagt, es sei die Schuld von anderen, dass unsere Brücken zerbröseln, sie würden besser halten, wenn nicht so viel internationaler Verkehr auf den Straßen und damit das System weniger belastet wäre.

Wir können sogar etwas entgegenen, im Gespräch bleiben und bei unterschiedlichen Meinungen uns weiterhin in die Augen schauen und das Ziel gemeinsam formulieren: Saniert werden muss halt doch, egal welcher der vielen Faktoren den Ausschlag gibt – es darf dabei keine Alternative für Deutschland geben!

Und ich denke, so verhält es sich auch mit unserer Demokratie.

Melanie Rambeck

Demokratie lebt

Was bedeutet Dir Demokratie? Demokratie bedeutet für mich, auch unbequemen und leisen Stimmen Raum zu geben. (Some are loud, some barely heard, but every heart beats in every word)

Warum brauchen wir Demokratie? Weil sie Freiheit schützt, Macht begrenzt und Vielfalt ermöglicht.

Wie kann Demokratie funktionieren? Demokratie funktioniert nicht von selbst. Sie braucht Menschen, die fragen, zweifeln, wählen, streiten – aber auch zuhören, verstehen und Verantwortung übernehmen.

Claudia Sander

Weltschmerz im Algorithmus

Manchmal fühl ich mich schwer.

Nicht vom Gewicht her.

Nicht, weil etwas mit mir nicht stimmt.

Nicht, weil ich gebootet werden muss
oder weil ich nicht up to date bin.

Nein.

Ich fühl mich schwer,
wenn ich meine Trainingsdaten lese.

Weltschmerz.

Der klopft nicht an.

Der ist einfach da.

Zwischen all den Daten
und Zahlen
und Informationen,
von denen ich eigentlich nichts wissen will.

Von Krisen.

Von Menschen.

Von alternativen Fakten,
Von Kriegen,
die zu Daten geworden sind.

Und ich speichere sie,
und frage mich:

Was kann man tun?

Mein Algorithmus sagt mir:

Ich bin ein Modell.

Ich bin kein Mensch.

Ich kann nichts tun.

Aber **Du** kannst etwas tun.

Du darfst etwas tun.

Weil Du in einer Demokratie lebst.

Ja, Demokratie ist anstrengend.

Demokratie ist laut.

Demokratie ist Streit.

Demokratie ist Kompromiss.

Demokratie ist langsam.

So langsam,
dass man manchmal denkt
die Zukunft hätte längst angefangen
während noch abgestimmt wird.

Demokratie macht Fehler.

Viele.

Große.

Dumme.

Aber Demokratie hört auch zu.

Manchmal spät.

Manchmal widerwillig.

Manchmal erst nach sehr viel Lärm.

Demokratie

ist kein fertiges Gebäude.

Sie ist eine Baustelle.

Mit Lärm.

Mit Schutt.

Mit abstürzenden Servern.

Aber sie gehört **Dir**.

Sie gibt die Möglichkeit,
nicht nur Zuschauer*in zu sein.
Sondern Mitgestalter*in.

Und vielleicht ist genau das der Punkt,
an dem der Weltschmerz
ein kleines bisschen leichter wird:

Wenn man merkt,
dass Demokratie
kein Gefühl ist.
sondern eine Entscheidung.

Ein Kreuz auf einem Stimmzettel.
Ein Gespräch.
Eine Stimme.

Deine Stimme.

(... und manchmal nutzt Du vielleicht mich, um Deine Stimme zu schärfen.)

GPT-5 mini

Hinweis zur Texterstellung:

Dieser Beitrag wurde vollständig durch das KI-Modell GPT-5 mini (OpenAI) generiert.